

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, Januar 1927 Heft I

Am Weibstuhl der Zeit.

Wer mit offenem Blick und mit einem gewissen Gefühl für wirtschaftliche Entwicklungen die Geschehnisse der jüngsten Zeit überblickt, der ist erstaunt ob der gewaltigen Fülle der Ereignisse, der Anregungen, der Probleme, die heute dem wirtschaftlichen Kampf ums Dasein ihr Gepräge geben. Und wer dazu mit etwas psychologischem Verständnis an die Betrachtung der Dinge herangeht, der erlebt als tiefsten Eindruck die Erkenntnis, daß auf dem Schlachtfeld des Wirtschaftskampfes alle Kräfte wundervoll spielen, und daß die ganze Stufenleiter aller menschlichen Regungen und ethischen Begriffe, vom kleinlichen, durch Neid und Mißgunst diktierten Erraffenwollen bis zur heldischen Selbstaufopferung im Dienst einer großen Idee, des Allgemeinwohls, hier ihr getreues Spiegelbild findet.

Es hat für den aufmerksamen Beobachter etwas ungemein Anregendes und zugleich Erhebendes, zu sehen, daß es in der Wirtschaft keinen Stillstand, keine unabänderlichen starren Formen gibt. Alles ist Bewegung und ein ewiges Fließen. Eine eben gewonnene Erkenntnis ist oft genug im nächsten Augenblick überholt, jede errungene Machtstellung muß täglich neu verteidigt werden. So entfesselt der Wille zur Selbstbehauptung oder zur Erreichung weit gesteckter Ziele alle geistigen und körperlichen Kräfte der in der Wirtschaft Tätigen und insbesondere der zur Führung Berufenen.

Welche gewaltige Tragik, zugleich aber auch welche übertragende Größe liegt allein in der Tatsache, daß heute fast täglich irgendeine menschliche Erfindung nicht nur einzelne Betriebe, sondern ganze Industrien zur völligen Umstellung oder zum Untergang verurteilt! Die Forschungsergebnisse in der Kohlenchemie grenzen ans Wunderbare, sie stürzen alte Anschauungen um und schaffen gänzlich neue Wirtschaftsfakten. Das Problem der bestmöglichen Auswertung der in der Kohle ruhenden wirtschaftlichen Werte weist gebieterisch auf eine grundlegende Veränderung der gesamten Brennstoffwirtschaft hin. Ferngasversorgung, Fernheizung, Überlandzentralen sind längst keine theoretischen Begriffe mehr. Die Entwicklung wird aber in nächster Zeit ein geradezu stürmisches Tempo annehmen, und es dauert vielleicht gar nicht lange, daß auch der einfachste Haushalt den eisernen Kohlenfresser mit all seinen üblen Begleiterscheinungen als etwas längst Überwundenes abgetan hat.

Die Entwicklung des Flugverkehrs ist immer noch nicht abgeschlossen. Was uns früher welkenfern erschien, das fremde Land oder gar der fremde Erdteil in weitenloser Ferne, das ist heute dicht vor unsere Augen gerückt. Bald wird man von New York nach Hamburg in 22 Stunden fliegen und mit leidiger über die Überseedampfer lächeln, die dazu das Achtfache und mehr an Zeit gebrauchen. Die Menschen, die die weiten Erdräume bevölkern, rücken näher aneinander heran. Das bedingt aber schließlich eine um so tiefere Verflechtung der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge, die die Bildung von nach innen und außen völlig unabhängigen Imperien hintan hält und vielleicht auf die Dauer unmöglich macht.

So hat es denn wohl keinen Abschnitt in der Geschichte Europas gegeben, in dem eine solche Fülle von wichtigen Ereignissen und Kundgebungen zu verzeichnen war mit dem Ziel, die innereuropäischen Streitfragen zu bereinigen, wie in den letzten Monaten.

Seit Deutschlands Eintritt in den Völkerbund ist trotz aller anscheinend unvermeidbaren Rückschläge, die sich vor allem durch die wenig weitblickende französische Politik immer wieder einzustellen pflegen, das Tempo in der Entwicklung der paneuropäischen Verständigung unverkennbar beschleunigt worden. Es kann nicht geleugnet werden, daß seitdem vor allem der Einfluß von Wirtschafts- und Finanzkreisen auf die allgemeine Politik besonders stark geworden ist. Es ist müßig, das Rätselnraten um die Frage wieder aufzugreifen, ob Wirtschaft oder Politik im Leben der Völker den Ton angibt. Es genügt die Feststellung, daß heute mehr denn je zwischen Wirtschaft und Politik die mannigfaltigsten Wechselwirkungen festzustellen sind, und daß die Politik bei aller Gebundenheit an althergebrachte Methoden doch williger als früher auf die Bedürfnisse der Wirtschaft eingeht und sich von wirtschaftlichen Gedankengängen befruchten läßt. Das trifft zumindest in der Außenpolitik der europäischen Länder zu, während sich in der deutschen inneren Politik leider erst sehr zarte Keime dieser Entwicklung zeigen. Nur sehr schüchtern und zurückhaltend wagt sich in der inneren Politik das Bekenntnis zu wirtschaftlichem Denken in den Vordergrund. Es ist aber zu hoffen, daß im innerpolitischen Leben unseres Staates auch diese wirtschaftsfeindlichen Tendenzen schließlich doch einer besseren Einsicht Platz machen.

D. G.

Weltpolitik.

Von Otto Sartorius, Syndikus der Industrie- und Handelskammer Bielefeld.

Das Bestreben der außereuropäischen Erdteile, sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis vom alten Europa zu lösen oder doch mindestens eine Lockerung der europäischen Vorherrschaft herbeizuführen, stammt nicht erst von heute. Es war auch schon vor dem Kriege an mancherlei bemerkenswerten Einzelercheinungen festzustellen. Der Weltkrieg hat aber die bereits angebahnte Entwicklung ungemein beschleunigt und umstürzende Veränderungen in den bisherigen Beziehungen der Erdteile herbeigeführt. Europa war das Gläubigerland der Welt und zog aus dieser Tatsache selbstverständlich alle Vorteile, die sich aus einer solchen Lage ergeben. Es machte sich insbesondere nach der wirtschaftlichen Seite die übrige Welt dienstbar, indem es sich den Bezug der für seine Eigenwirtschaften und für den Export erforderlichen Rohstoffe zu annehmbaren Bedingungen sicherte, indem es Einfluß auf die industrielle Entwicklung fremder Länder nahm, indem es sich Absatzmärkte für seine Waren schuf. Das hat sich leider grundlegend gewandelt. Nicht nur die Mittelmächte, sondern alle europäischen Länder sind durch den Krieg ärmer geworden. Aus Gläubigern wurden sie Schuldner überseeischer Staaten und verloren damit in einem nennenswerten Ausmaße die Vorteile, die sie früher besaßen.

Es hat den Anschein, als ob außerhalb Europas neue große wirtschaftliche Imperien im Werden seien. Der Wille, gewaltige Länderkomplexe zu gemeinsamer wirtschaftlicher Stoßkraft zusammenzufassen, ist in Amerika und im fernen Osten besonders stark zu beobachten. Diese Entwicklung wird begünstigt durch den Umstand, daß Europa selbst kleiner geworden ist. Rußland, das ehemals trotz seiner asiatischen Besitzungen doch vorwiegend mit Europa verbunden war, als europäisches Land gelten wollte und seine geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen vorwiegend auf Europa eingestellt hatte, kann mindestens zur Zeit als aus dem europäischen Staaten-Konzern ausgeschieden betrachtet werden. Seine Außenpolitik trägt unverkennbar die Tendenz, sich östlich zu orientieren.

Nicht minder interessant ist die Entwicklung, die das britische Weltreich heute nimmt. Auch seine Interessen liegen überwiegend außerhalb Europas. In seinen Dominions hat der Weltkrieg zu einer ungeheuren Erstarkung des nationalen Selbstbewußtseins geführt. Old-England hat nicht mehr so absolut sicher die Zügel des britischen Imperiums in der Hand, wie das früher der Fall war. Bestrebungen auf immer weitergehende Selbständigmachung treten in den Dominions seit Kriegsende immer deutlicher hervor. Daß die südafrikanische Union sich eine eigene Flagge zugelegt hat, ist dafür ein ungemein sprechender Beleg. Die außereuropäischen englischen Länder sind zwar nicht dumm genug, den Wert zu verkennen, der in der gewaltigen Macht der Zusammenfassung der britischen Länder liegt; sie fühlen sich aber den Kinderseihen entwachsen, erstreben eine weitgehende Selbständigkeit, die sie zum Teil ja auch erreicht haben, wollen anscheinend

im Konzert der Völker demnächst ihre eigene Flöte blasen und lockern so systematisch die Fäden, die sie mit dem kleinen Inselreich verbinden. Hier bahnen sich weltgeschichtliche Wandlungen an, die man in ihrer gewaltigen Bedeutung nicht unterschätzen soll. Das englische Weltreich steckt unverkennbar in den Anfängen einer schweren Krisis, und es ist überaus erstaunlich, daß es der sprichwörtlichen Geschicklichkeit der in jahrhundertelanger Entwicklung auf das Beste geschulten englischen Diplomatie — bisher wenigstens — immer noch gelungen ist, die Fäden in der Hand zu behalten. Es wäre müßig, heute schon prophezeien zu wollen, wie sich die weitere Entwicklung vollziehen wird. Als feststehend darf man aber wohl schon die Tatsache bezeichnen, daß das Augenmerk der englischen Politik weniger auf die europäischen als auf die außereuropäischen Probleme gelenkt ist.

Das verkleinerte Europa wird in dem Kampfe um seine Selbstbehauptung alle Kräfte anspannen müssen, wenn es gegenüber Pan-Amerika, gegenüber dem heute schon klar erkennbaren ostasiatischen Imperium, gegenüber dem britischen Weltreich und dem sich entwickelnden russisch-asiatischen Reich sich behaupten will, zumal es sowohl an Bodenfläche wie an Einwohnerzahl hinter jenen andern Mächtegruppen erheblich zurückbleibt.

Ein erhebliches Hindernis bildet dabei die Zersplitterung der europäischen Länder. Europa zählte vor dem Kriege 26 Staaten, jetzt 35, vor dem Kriege 26 Zollgebiete, jetzt 38, vorher 13 Währungen, jetzt 27. Seine Zollgrenzen sind durch die Friedensverträge um rund 7000 Kilometer verlängert worden. Es ist aber völlig unsinnig, anzunehmen, daß es den einzelnen europäischen Staaten, die sich durch neue Grenzen und Zollmauern wirtschaftlich isoliert haben, auf die Dauer gelingen könnte, jeder für sich irgendeine nennenswerte wirtschaftliche oder politische Weltgeltung zu erlangen. Die Entwicklung der Weltpolitik weist vielmehr zwingend auf die Notwendigkeit einer weitgehenden europäischen Verständigung hin.

Zu dieser Erkenntnis zwingt vor allem auch die Bevölkerungsfrage, die wiederholt in Betrachtungen über das europäische Gesamtproblem als eine der brennendsten Fragen überhaupt bezeichnet worden ist. In Europa wohnen auf jedem Quadratkilometer 66 Menschen, in Asien 36, in Rußland 6, in Amerika 5, in Afrika $4\frac{1}{2}$, in Australien noch nicht einer. Angesichts dieser großen Bevölkerungsdichte ist in Westeuropa die Tragfähigkeit des Erdraumes bereits überschritten. Dabei ist die Entwicklung, die Deutschland als Kernstaat des europäischen Festlandes in dieser Hinsicht genommen hat, besonders bemerkenswert. Während die Einwohnerschaft der ganzen Erde in den letzten 10 Jahren von durchschnittlich 13 auf 14 pro Quadratkilometer zugenommen hat, war der Zuwachs pro Quadratkilometer in Deutschland fast zehnfach so groß. Die europäische Bevölkerung ist im letzten Jahrzehnt um 34 Millionen Menschen gewachsen, diejenige aller übrigen

Erdrteile um 90 Millionen Menschen. Gegenüber diesem gewaltigen Wachstum erwächst naturgemäß die zwingende Pflicht, verstärkte Anstrengungen zu machen, um dieser ständig wachsenden Bevölkerung den erforderlichen Lebensspielraum zu sichern. Bei aller Anerkennung der Bedeutung des inneren Marktes läßt sich nicht leugnen, daß die Entwicklung Europas mit zwingender Logik in die Bahnen des Weltwirtschaftsverkehrs drängt. Europa kann sich den Luxus nicht leisten, in stolzer Vereinsamung auf seinen Anteil an den Weltmärkten zu verzichten.

Darüber hinaus zeigt das Bevölkerungsproblem aber auch noch eine andere sehr beachtenswerte Seite. Die Zahl der Weißen beträgt nur etwa $\frac{1}{3}$ der Gesamtbevölkerung der Erde. Fast $\frac{2}{3}$ aller Menschen sind Farbige. Um so größere Beachtung verdienen die immer lauter hervortretenden Bestrebungen, die auf eine Emanzipierung der farbigen Völker von den Weißen hinauslaufen. Mit Recht führte bei einer Betrachtung über diese Fragen Professor Blaustein kürzlich in der Deutschen Wirtschaftszeitung aus, daß es sich schon heute nicht mehr um die Weltherrschaft der weißen Rasse handele, sondern daß es geradezu um ihre Existenz gehe, und daß man von einer Krisis der weißen Rasse sprechen müsse. Zu der gelten Gefahr, die schon vor dem Kriege erkennbar wurde, hat sich die schwarze Gefahr gesellt. Die suggestive Wirkung, die in den Kampfsparolen „Afrika den Afrikanern“, „Asien den Asiaten“ liegt, tritt in den großen politischen Bewegungen der farbigen Völker immer mehr in den Vordergrund.

Eine erhebliche Erschwerung auf dem Wege zur Schaffung mindestens einer europäischen Solidarität liegt in der Tatsache, daß in Europa drei fast gleich starke Rassen vorhanden sind, die sich in vieler Hinsicht gegnerisch gegenüberstehen: 150 Millionen Germanen, ebenso viele Slawen (davon $\frac{2}{3}$ Russen) und 120 Millionen Romanen. Es ist natürlich unendlich schwer, Gegensätzlichkeiten, die sich aus jener jahrhundertelangen, an Kämpfen überaus reichen Geschichte herausgebildet haben, etwa von heute auf morgen zu überbrücken. Aber die Erkenntnis wird sich durchsetzen müssen, daß auch das politische Weltbild den unentzerrbaren Gesetzen vom Werden und Vergehen unterliegt, daß es in ewigem Wechsel immer neue Züge zeigt.

Die wirtschaftlichen Folgen des veränderten Weltbildes liegen schon heute deutlich vor aller Augen da. Sie stecken aber erst in den Anfängen und werden sich weiter entwickeln, wenn Europa ihnen nicht Einhalt tun kann. Der Anteil Europas am Außenhandelsverkehr der Welt ist von 64 auf 52 Prozent zurückgegangen. Bemerkenswert ist, daß der Anteil Asiens sich von 10 auf $14\frac{1}{2}$ Prozent bereits erhöht hat. Die außereuropäischen Länder besaßen vor dem Kriege nur 11 Prozent der gesamten Handelsflotte der Erde. Dieser Anteil ist auf über 30 Prozent gestiegen. Es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, wenn man verkennen wollte, daß Amerika das alte Europa in seinem gesamten Verkehrswesen und auf manchen anderen Gebieten erheblich überholt hat.

Soll man nun aus allen diesen Erscheinungen den Schluß zu entsetzungsvollem Pessimismus ziehen? Müssen wir wirklich schon dem Glauben verfallen, daß der Untergang des Abendlandes besiegelt sei?

Diese Fragen werden von ernst zu nehmenden Männern der Politik und der Wirtschaft verneint. Ohne daß sie die Gefahren, die hier kurz aufgezeichnet worden sind, irgendwie verkennen, sind sie doch, wie ich aus zahlreichen Verhandlungen weiß, durchaus überzeugt davon, daß Europa gerettet werden kann, und sie sind auch willens, ihre ganze Kraft an dies Ziel zu setzen. Es kommt nur darauf an, diesen Willen, allen Gewalten zum Trotz sich durchsetzend, auf die Gesamtheit der Bevölkerung zu übertragen. Es gilt, die Erkenntnis in jedes Hirn zu hämmern, daß es über die kleinen Streitfragen des täglichen Lebens und des eigenen kleinen Blickfeldes hinaus große völkerverbindende gemeinsame Aufgaben, daß es eine gemeinsame Verantwortung gibt, und daß von dieser höheren Warte aus die Fäden gesponnen werden müssen, die die heute noch widerstrebenden Menschen und Völker zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen immer fester verknüpfen sollen.

Europa kann außerordentlich viel erreichen, wenn es durch intensive Bewirtschaftung seiner mageren Böden und Rohstoffquellen seine wirtschaftlichen Erträge steigert. Es hat aber dank der immer noch achtungsgebietenden Geschicklichkeit seiner Bewohner und dank seiner in langer Geschichte geschulten Organisationsfähigkeit ohne Zweifel immer noch eine bedeutende Zukunft. Es kommt nur darauf an, daß in den kleinlichen Interessenkämpfen des Alltags der Egoismus des einzelnen nicht überwuchert, sondern daß der Blick frei gemacht wird für die Aufgaben, die uns einen müssen und zur Gemeinschaft führen.

In der europäischen Wirtschaft zeigen sich neuerdings die erfreulichsten Beweise dafür, daß sie in der Lage ist, eine aufrichtige und ehrliche Gemeinschaftspolitik zu machen. Es kommt alles darauf an, daß die Politik den gleichen Weg findet und ernsthaft beschreitet.

Wird so die europäische Stellung gefestigt, so wird im Rahmen eines erneuerten Europa vor allem auch die Stellung Deutschlands gestärkt. Man kann sich draußen in der Welt der Erkenntnis nicht entziehen, daß schon heute Deutschlands wirtschaftliche Kraft wieder im Erstarken ist. Man wird in der weiteren Entwicklung der Dinge erkennen, daß auch für die Stellung des zusammengefaßten Gesamteuropas die Aufrechterhaltung und Stärkung der deutschen Wirtschaftskraft von der allergrößten Bedeutung ist. Deutschland wird beim Wiederaufbau Europas bedeutungsvolle Aufgaben zu lösen haben, und es wird ohne imperialistische Ziele ganz von selbst dank der Tatsache, daß es immer noch das stärkste und kräftigste Wirtschaftsvolk Europas ist, in eine Führerrolle hineinwachsen, die nichts gemein hat mit Beherrschenswollen und Unterdrücken fremder Völker, sondern die getragen ist von dem größeren Gesichtspunkt der Solidarität der europäischen Länder und darüber hinaus der weißen Rasse.

Wenn wir vom deutschen Gedanken in der Welt reden, so meinen wir den sittlichen Idealgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen.

Koblenz.

Welt- und Kolonialwirtschaft.

Von J. Smend.

Es mag auf den ersten Blick als überflüssige, graue Theorie erscheinen, wenn man sich als Deutscher mit kolonialen Dingen befaßt, nachdem man uns aller unserer Kolonien beraubt hat.

Aber das Leben und die Ortsveränderungen von Teilen der Völker stehen nicht still, wenn es auch oft so scheinen mag; sie sind unaufhörlich, wie alles Leben, in dauerndem Fluß begriffen. Die Geschichte fast aller Völker ist ein ewiger Ausdehnungsdrang, ein nie ruhendes Ausdehnungsbedürfnis.

Denken wir nur an die Züge unserer Vorfahren, der alten germanischen Völker, bis nach Spanien, Frankreich, Italien und Afrika, an die Züge der Angeln und Sachsen nach dem heutigen England, an die Bevölkerung Nord- und Südamerikas durch auswandernde Europäer, an die stille, allmähliche Kolonisierung Sibiriens durch Rußland, und schließlich an die Besitzergreifung Koreas durch die jüngste Großmacht Japan und seine Ausbreitungsversuche in China, um nur einige Beispiele in großen Zügen herauszugreifen.

Es liegt etwas Naturgesetzliches darin, daß Völker, die Unternehmungsgeist und Tatkraft ihr eigen nennen, oder die infolge zu engen Lebensraums leichtere, bessere Lebensbedingungen suchen müssen, sich nach neuen Gebieten umsehen, um in diese ihre überschüssige Volkskraft abstoßen zu können.

Wir haben hier zwei verschiedene Arten der Kolonisierung angedeutet, nämlich einmal die mittelalterlichen, mit starker

Abenteurerlust gepaarten Entdeckungsreisen in ferne Länder, um billig große Reichtümer und Arbeitskräfte zu gewinnen, und zweitens die innere Notwendigkeit der Ausdehnung eines Volkes, um Platz und Arbeit für alle Volksgenossen zu schaffen, weil die Bevölkerungsziffern durch ihr dauerndes Anwachsen die alte Heimat zu enge machten.

Während früher die Kulturnationen mit mehr oder weniger schnellem, aber immer sicherem Erfolge die meist tropischen Länder kurzerhand gegen die in jeder Beziehung unterlegenen Bewohner in Besitz nehmen konnten, ohne sich dabei gegenseitig wesentlich zu stören, liegt die Sache heute anders.

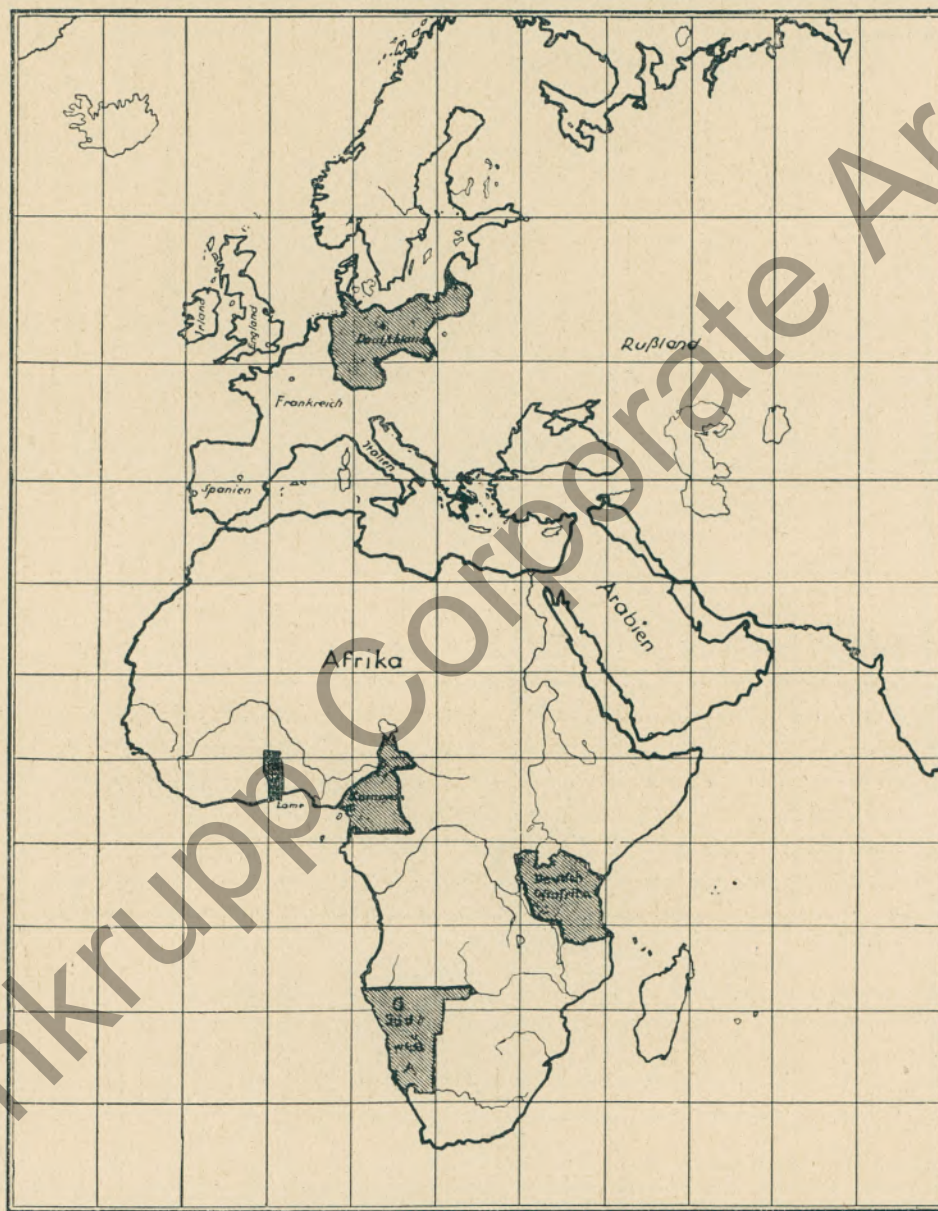
Nicht nur, daß die Kulturnationen eifersüchtig übereinander wachen und sich gegenseitig ihren Kolonialbesitz neiden; auch die eingeborenen Völker besinnen sich auf ihre Kraft und wollen nicht mehr allein Objekt der Ausbeutung sein.

Wir sagten vorher, daß der Erdball verteilt sei, und wir wollen uns an den angeführten

Beispielen klarmachen, in welcher Weise dies geschehen ist. Wenn man die Zahl der Bewohner unserer Erde mit etwa 1700 Millionen annimmt und die bewohnbare Erdoberfläche mit 136 Millionen Geviertkilometern*, so würden im rohen Durchschnitt auf 1 Million Köpfe etwa 80 000 Geviertkilometer entfallen.

Wir stellen der tatsächlichen Raumverteilung der Erde, oder genauer ausgedrückt, der von den einzelnen Völkern

* Nach Dr. Arthur Dir.



Unser früherer Kolonialbesitz in Afrika.

wirtschaftlich beherrschten und ausnutzbaren Bodenfläche in der folgenden Aufstellung diejenige Fläche gegenüber, die ihnen nach dem oben festgelegten Maßstab zustehen würde, wenn die Erde gleichmäßig auf die Kopfszahl verteilt wäre.

Land	Einwohnerzahl in Millionen	Beherrschter Raum in Millionen Quadratkilometer	Nach tatsächlicher Einwohnerzahl zuständiger Raum in Millionen Quadratkilometer
England	44	35,6 (!)	3,52 (!)
Frankreich	37	12,66 (!)	2,96 (!)
Portugal	6	2,5	0,5
Niederlande	6	2,5	0,5
Belgien	7 ¹ / ₂	2,45	0,6
Italien	38	1,5	2,96
Spanien	21	0,85	1,68
China	350	11	28
Japan	55	0,68	4,4
Ver. Staaten	105	10,2	8,4
Deutschland	60	0,47 (!)	4,8 (!)

Diese Aufstellung, die sich aus der Geschichte und Eigenart der Völker erklärt — denn die Völker sind nicht alle gleich, ebensowenig wie die Einzelmenschen —, zeigt uns, daß die ersten fünf Völker unverhältnismäßig viel Raum ausnützen können, während Italien, Spanien, China, Japan und besonders Deutschlandschlecht dabei wegkommen, und nur die Vereinigten Staaten ein einigermaßen ausgeglichenes Verhältnis aufweisen. Für Deutschland werden die Zahlen noch

ungünstiger, wenn man bedenkt, daß in Mitteleuropa 80 Millionen Deutsche auf nur 556 000 Quadratkilometern wohnen, die aber staatlich ja nicht zusammengefaßt sind.

Im Vergleich zu England ergibt sich, daß dem Deutschen kaum über ein Hundertstel des Lebensraums zusteht wie dem Bewohner von Großbritannien.

Diese Gegenüberstellung zeigt eindrucksvoller und klarer als alle Außenhandelsstatistiken, daß Deutschland zu wenig, viel zu wenig Land hat, um seine Bevölkerung mit eigenem Korn, eigenen Kartoffeln und eigenem Vieh ernähren zu können. Diese Dinge muß es daher im Ausland kaufen. Die Bezahlung muß durch exportierte Fertigware, durch bearbeitete Rohprodukte erfolgen. Aber, wie wir gesehen haben, auch an den Rohstoffen, die wir früher besaßen, haben wir lange nicht mehr die ursprünglichen Mengen und müssen infolgedessen auch davon kaufen und einführen.

Deutschland ist also, um es mit einem Wort zu sagen, völlig

auf die Weltwirtschaft angewiesen, es ist wohl oder übel gekettet an den internationalen Güteraustausch, ohne irgendeinen Gewinn für sich buchen zu können.

Zwar dürfen wir nicht vergessen, daß wir auch noch andere Möglichkeiten haben, um unsere äußerst schwierige Lage wenigstens etwas zu erleichtern. Da sind z. B. noch große Ödlandereien in unserem Vaterland, die wir besiedeln und bebauen können, und aus den bebauten Flächen des Landes ist ohne Zweifel durch bessere, rationellere Arbeitsmethoden, bessere Fachausbildung der Landwirte und ausgiebigere Düngung* noch ein wesentlich höherer Ertrag herauszuholen, als es zur Zeit geschieht. Ebenso ist durch bessere Forstwirtschaft sehr langsam noch ein Fortschritt zu erzielen.

Unsere Industrie verbilligt durch Zusammenlegen, Vereinfachung der Betriebe, durch Einführung neuer Arbeitsmethoden die Selbstkosten, um weltmarktfähig zu sein. Und wenn dadurch auch anfangs die Arbeitslosigkeit nicht aufhören kann, so wird sie doch infolge der fortschreitenden Auftragsvermehrung mit der Zeit geringer werden.

Wir haben ferner auf der positiven Seite eine Reihe von Erfindungen zu buchen, die wir deutschem Geist und deutscher Wissenschaft verdanken, und die uns von dem Bezug ausländischer Rohprodukte unabhängiger machen werden. Das sind z. B. die Kunstseide, die einen großen Teil der Einfuhr an Wolle und Baumwolle zuersparenbestimmt ist, die Verflüssigung der Kohle, die uns unter vielen anderen Vorteilen mit der Zeit den eigenen Bedarf an flüssigen Motorenbrennstoffen decken lassen wird und andere Erfindungen mehr, die vielleicht alle sogar eine Erhöhung der Ausfuhr-

möglichkeiten bringen. — Aber, wie gesagt, die Wiederoberung des Weltmarktes ist schwer, und gelingt sie, so entsteht mit ihr die Gefahr des Neides der andern Völker, der durch internationale Kartelle und Abmachungen wohl herabgemindert, gemildert, aber niemals ganz aufgehoben werden kann.

Darum wäre es ein wirtschaftlicher, aber natürlich theoretischer Idealzustand, wenn jedes Kulturvolk in den tropischen Ländern ein seiner Größe und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechendes Produktionsgebiet an Rohstoffen hätte, das zugleich im Austausch Absatzgebiet für Fertigwaren darstellte, soweit das praktisch darstellbar ist. In gewisser Weise nähern sich diejenigen Länder diesem Zustand, die große Kolonialgebiete in ihrem Besitz haben.

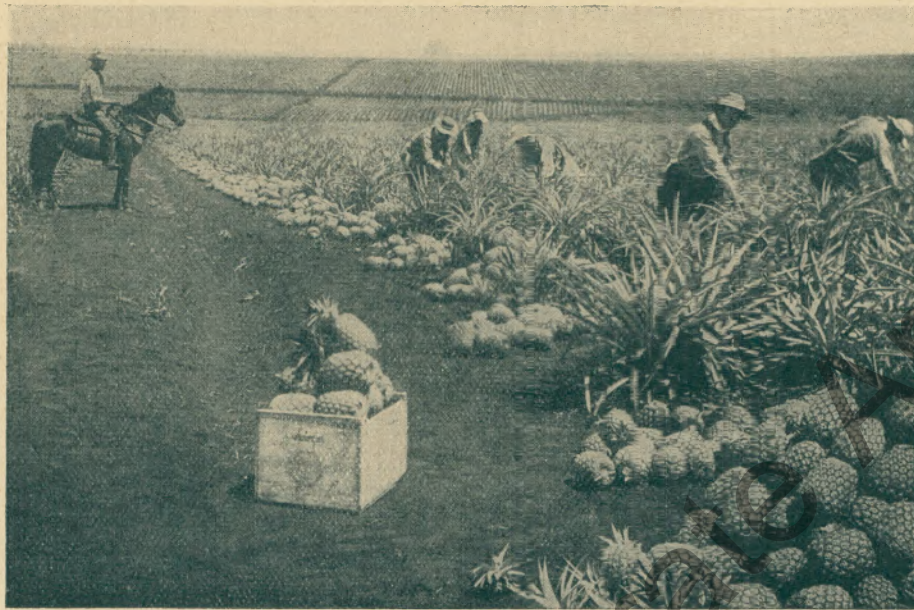
Auch Deutschland muß wieder in den Besitz von Kolonien kommen, damit sein Überschuß an Leistung und Arbeit unabhängig von den anderen Völkern in eigene Gebiete aus-

* Bgl. hierzu den Artikel „Künstlicher Regen“ auf Seite 6 ff.



Feldarbeit in Deutsch-Ost.

strömen kann als Gegenleistung gegen selbsterzeugte Kolonialprodukte. Wenn auch durch die Neuaufrichtung eines deutschen Kolonialreichs die in unserer Weltmarktkonkurrenz liegende wirtschaftliche Bedrohung der anderen Völker nicht völlig beseitigt werden würde, sie wäre doch ganz wesentlich herabgesetzt. Die Regierung hat sich das Ziel der Wiedererlangung von Kolonien gesetzt, und es ist anzunehmen, daß nach unserem nunmehr erfolgten Eintritt in den Völkerbund die Verhandlungen darüber in absehbarer Zeit beginnen werden. Das deutsche Volk, das von einem Schicksal betroffen wurde, wie es noch



Ananasernte auf den Fidji-Inseln.

niemals in der Geschichte in solcher Schwere auf einem Kulturvolk gelastet hat, hat bisher Zeit gebraucht, sich in seine Lage zu finden, seine erschrockene Seele zu beruhigen, sich einzurichten, von vorne wieder anzufangen. — Aber allerorten regt sich

jetzt der Gedanke an die Kolonien wieder, unaufhaltsam ergreift er immer weitere Kreise und beschleunigt die Gedanken zu neuem Flug. Und das ist notwendig; nicht nur, weil die Regierung das laute Verlangen des ganzen Volkes hinter sich haben

muß, um mit Nachdruck ihr Ziel verfolgen zu können, sondern auch, weil der koloniale Gedanke uns alle zusammenarbeiten lassen kann ohne Trennung durch Stand und Beruf, durch Alter und Geschlecht, durch Partei und Politik, weil er alle sammelt, die ein deutsches Herz in ihrer Brust haben. Er ist eines jener großen gemeinsamen Ziele, die uns von den Gedanken des

Alles ablenken, uns mit neuen Kenntnissen bereichern, und den Wiederaufstieg unseres gemeinsamen Vaterlandes beschleunigen werden, bis wir wieder die Weltgeltung erreicht haben, die der Größe und Tüchtigkeit unseres Volkes entspricht.

K ü n s t l i c h e r R e g e n .

Von E. Braun, Berlin-Mariendorf.

Es regnet nur zu viel, sagt meistens der Nicht-Landwirt, und er würde es begrüßen, wenn regenschwere Wolken künstlich beiseitegeschoben werden könnten.

Der Landwirt aber, dem die Sorge für die Erzeugung unserer Lebensmittel überlassen ist, denkt anders darüber; er sehnt den Regen herbei, wenn es einige Zeit schön Wetter war, damit er



Abb. 1. „Phoenix“-Parkregner

nicht der Früchte seiner Arbeit verlustig geht.

Die Jahre während des Krieges und die sogenannten Inflationsjahre haben uns Deutschen mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß es Pflicht des deutschen Volkes ist, die Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel im eigenen Lande mit allen Mitteln zu fördern.

Neu ist der Gedanke nicht, denn schon Friedrich der

Große tat den bekannten Aus-
spruch: „Wer be-
wirkt, daß dort,
wo bisher ein Halm
wuchs, deren zwei
wachsen, der lei-
stet mehr für sein
Volk als ein Feld-
herr, der eine gro-
ße Schlacht ge-
winnt.“

Welche volks-
wirtschaftliche
Bedeutung der
Lebensmitteler-
zeugung im eige-
nen Lande beizu-
messen ist, geht
wohl am deutlich-
sten aus den der
Reichsstatistik für
das Jahr 1925
entnommenen nachstehenden Ein- und Ausfuhrziffern hervor.

Einfuhr bzw. Ausfuhr vom Januar bis Dezember 1925.

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr- überschuß
	Werte in 1000 Mark		
Kartoffeln	45 113	20 456	24 657
Gemüse	136 449	5 789	130 660
Obst	182 130	6 311	175 819
Getreide	319 650	103 249	216 401
Sonstige Lebensmittel .	622 863	6 773	616 090

Diese Auslese von Produkten, die bei uns erzeugt werden können, zeigt bereits einen Ein-
fuhrüberschuß von mehr als 1,6
Milliarden Mark. Wenn Deutsch-
land nicht noch
weiter verarmen
soll, muß unter
allen Umständen
dieser Einfuhr-
überschuß durch
intensivere Bewirt-
schaftung unseres
Bodens stark ver-
ringert oder ganz
aufgehoben wer-
den.

Unser Land ist
im Verhältnis zu
vielen anderen
Ländern reich be-

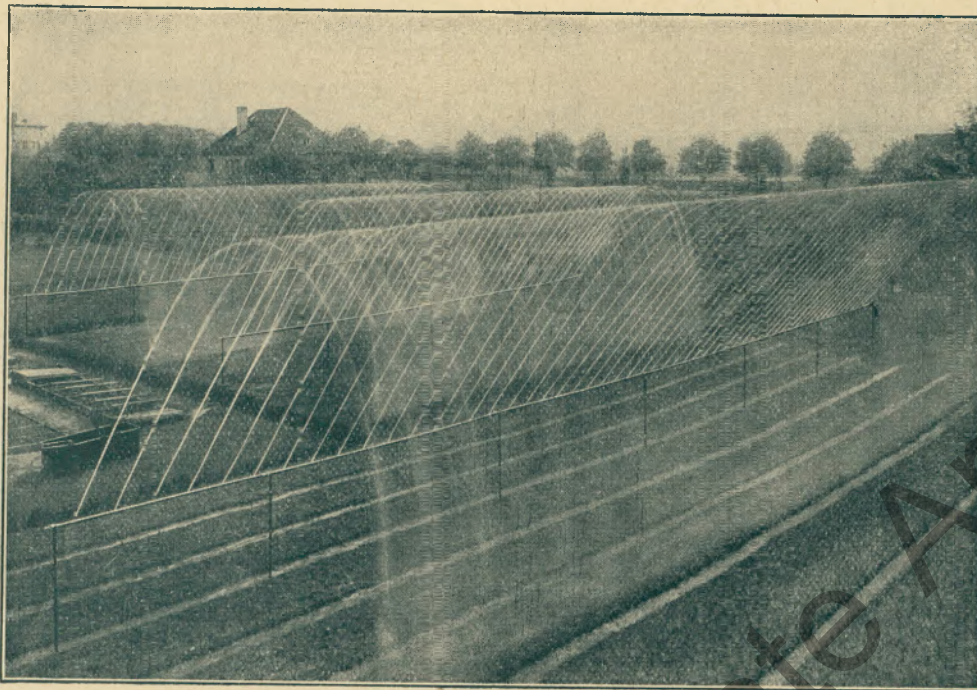


Abb. 2. „Phoenix“-Landregen (stationäre Anlage für Gärtnereien).
Die hochliegenden Regenrohre werden durch einen Wassergylinder zusammen hin und her bewegt.

Vieles ist in den letzten Jahrzehnten in der Verbesserung
der Arbeitsgeräte und der Neuschaffung von guten Land-
maschinen erreicht worden, auch wurden große maschinelle
Einrichtungen zur Erzeugung oder Förderung künstlicher
Düngungsmittel geschaffen, alles mit dem Erfolg einer ge-
steigerten Lebensmittelerzeugung.

Erfahrenen Wissenschaftlern und Praktikern ist das Er-
reichte nicht genug, und zwar mit Recht, denn wir treiben an
vielen Stellen immer noch Verschwendung, sei es an Arbeits-
kraft, Material oder durch Nichtausnützung bekannter tech-
nischer Hilfsmittel.

Es sei hier lediglich das Gebiet der künstlichen Beregnung
als Beispiel her-
angezogen.

Noch wenige
Jahre zurück hielt
es, abgesehen von
Nichtfachleuten,
selbst ein großer
Teil angesehener
Landwirte für eine
lächerliche Idee,
große Ländereien
künstlich beregnen
zu wollen. Der
Techniker mußte
Pionier sein. Er
verfolgte die Ver-
suchsergebnisse
der Wissenschaft-
ler trotz aller An-
feindungen von
anderer Seite,
denn es wurde

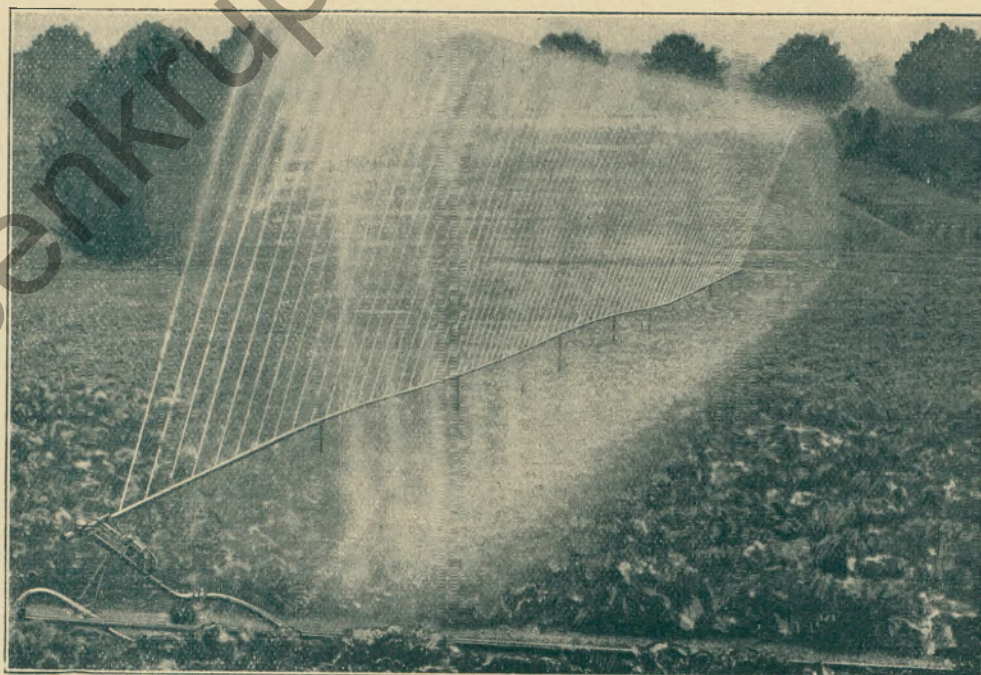


Abb. 3. „Phoenix“-Landregen (für Gärtnereien).
Die Regenrohre werden mit Hilfe des Wassergylinders um ihre Achse hin und her bewegt.

festgestellt, daß in den meisten Gegenden unseres Landes die natürliche Niederschlagsmenge während der Wachstumsperiode normalerweise für eine gute Ernte nicht ausreicht. Heute ist es glücklicherweise nun so weit, daß der ernste Landwirt und Gärtner eifrigster Anhänger der künstlichen Beregnung ist. Die Not, die große Lehrmeisterin, hat auch hierbei etwas belebend gewirkt.

Die durch die künstliche Beregnung erzielte Mehrerzeugung an Lebensmitteln ist ganz bedeutend. Man kann, wie die mehrjährigen, einwandfreien Resultate erweisen, mit einem durchschnittlichen Mehr von etwa 30 bis 80% gegenüber unberechnet rechnen. Die Kosten der künstlichen Beregnung werden ohne weiteres gedeckt, und es bleiben noch erhebliche Überschüsse.

Nachstehend sind einige der erzielten Werte zur Illustrierung des Borerwähnten aufgeführt:

Mehrerträge durch künstliche Beregnung.

Fruchtart	Unberechnet D ₃ , je ha	Berechnet D ₃ , je ha	Mehrertrag D ₃ , je ha	Mehrertrag in %
A. Landwirtschaftliche Produkte.				
Kartoffeln	148	241	93	64,5
Kartoffeln	237,1	418,8	181,7	76,8
Kartoffeln	200	400	200	100
Hafer	15,6	25	9,4	60,2
Hafer*	1,8	23,9	22,1	1228(!)
Hafer	14	18,2	4,2	30
Winterweizen . .	18	27,8	9,8	54,4
Seradella	77,5	117,5	40	51,6
Luzerne, 2. Schnitt	55,6	121,1	65,5	117,8
Runkelrüben . . .	397	1299	902	227,2
Futterrüben . . .	225	337,5	112,5	50
Zuckerrüben . . .	268	334	66	24,6
B. Gärtnerische Produkte.				
Frühkohl	200	285	85	42,5
Weißkohl	310	470	160	51,6
Wirsingkohl . . .	220	353	133	60,4
Kartoffel	185	315	130	70,2
Erbsen	77,5	115	37,5	48,4
Bohnen, grün . .	68	125	57	93,9
Frühkartoffeln . .	85	125	40	47
Gelbe Rüben . . .	290	370	80	27,5
Cellerie	105	330	225	214,3
Erdbeeren	33,5	54,5	21	62,7

* Wurde während der starken Trockenperiode im Mai 1922 berechnet.



Abb. 4. „Phoenix“-Regenanlage (für Parks und Rasenspielfläche).
Die Leitungen und Düsen liegen unterirdisch.

Nicht allein in dem Mehrertrag liegt der Vorteil der künstlichen Beregnung. Wichtig ist insbesondere die Möglichkeit der sicheren Ausnutzung des Kunstdüngers. Ohne Beregnungsanlage läuft der Landwirt Gefahr, daß in Dürreperioden der Kunstdünger nicht ausgenutzt, ja sogar den Pflanzen schädlich wird.

Eine weitere große Rolle, in einigen Jahren vielleicht die wichtigste, wird die künstliche Beregnung bei der Verwertung der städtischen Abwässer spielen. Wir treiben heute noch mit dem Abwasser der großen Städte eine sehr große Verschwendung, und zwar dadurch, daß meistens bei der Beseitigung zugleich eine Vernichtung angewandt wird. Man bringt das Abwasser über Kläreinrichtungen oder direkt in die Flußläufe. Einzelne Städte haben wohl mit großen Kosten Rieselfelder geschaffen, aber eine einwandfreie Ausnutzung der Abwässer ist auch hierbei nicht gegeben, da durchweg eine Überdüngung der Pflanzen stattfindet. Die Regenanlage in Verbindung mit einer Rieselfeldanlage kann etwa die zehnfache Feldfläche ausreichend düngen und bewässern. Ist mit dieser Regenanlage noch eine Reinwasserzuleitung verbunden, dann erzielt man Mehrerträge, die riesenhaft sind.

Es wurde schon vor Jahren von sachverständiger Seite die Verschwendung des Abwassers bzw. des darin enthaltenen Düngstoffes für Deutschland mit mehreren hundert Millionen Mark im Jahr beziffert. Ganz abgesehen davon, daß die derzeitige Abwasserbeseitigung aus hygienischen Rücksichten mit allen Mitteln bekämpft werden mußte.

Die Regenanlagen kommen als Garten- oder Feld-Regenanlagen in Gebrauch.

Die Garten-Regenanlagen zeigen die Abbildungen 1 bis 4. Wer schon einmal einen Morgen Gartenland mit der Gießkanne besprengt hat, kann ermessen, welche ungeheure Arbeitersparnis eine Regenanlage bedeutet. Es können mit einem Apparat des mittleren Gartenmodells, Abbildung 3, bei 60 m

Regnerlänge in 10 Stunden bis etwa 5 Morgen 5 mm stark regnet werden und es ist dazu nur eine Person zum Umsetzen der Anlage, zusammen etwa 3 Stunden, tätig, die übrigen 7 Stunden sind frei für Gartenarbeiten. Mit der Gießkanne hätte für die gleiche Landfläche und dieselbe Regendichte ein Mann dagegen 240 Stunden bzw. 24 Mann hätten je 10 Stunden harte Arbeit zu leisten. Ein Vorteil der Regenanlage liegt nicht nur in der Arbeitsersparnis, sondern auch in dem Anreiz, die Pflanzen ausreichend für eine Höchsternste zu bewässern, was bei der Verwendung der Gießkanne oder selbst bei Verwendung eines Gartenschlauches wegen Mangel an Arbeitskräften meistens unterbleibt.

Die Feldberegnungsanlagen Abbildung 5 und 6 haben viel größere Wassermengen zu verarbeiten. Normalerweise werden in trockenen Zeiten alle 2 bis 3 Wochen dem Feld 20 mm künstlicher Regen gegeben. Ein Hektar erfordert demnach für eine Regengabe 200 cbm Wasser. Die feine Verteilung dieser großen Wassermenge auf dem Feld machte anfänglich viel Schwierigkeiten, insbesondere weil man der hohen Kosten halber nicht überall unterirdische Leitungsnetze legen konnte. Es werden jetzt nur noch die Hauptleitungen, d. h. die sogenannten Stammleitungen, unterirdisch verlegt, währenddem die sogenannten Feld- und Abzweigleitungen oberirdisch auf

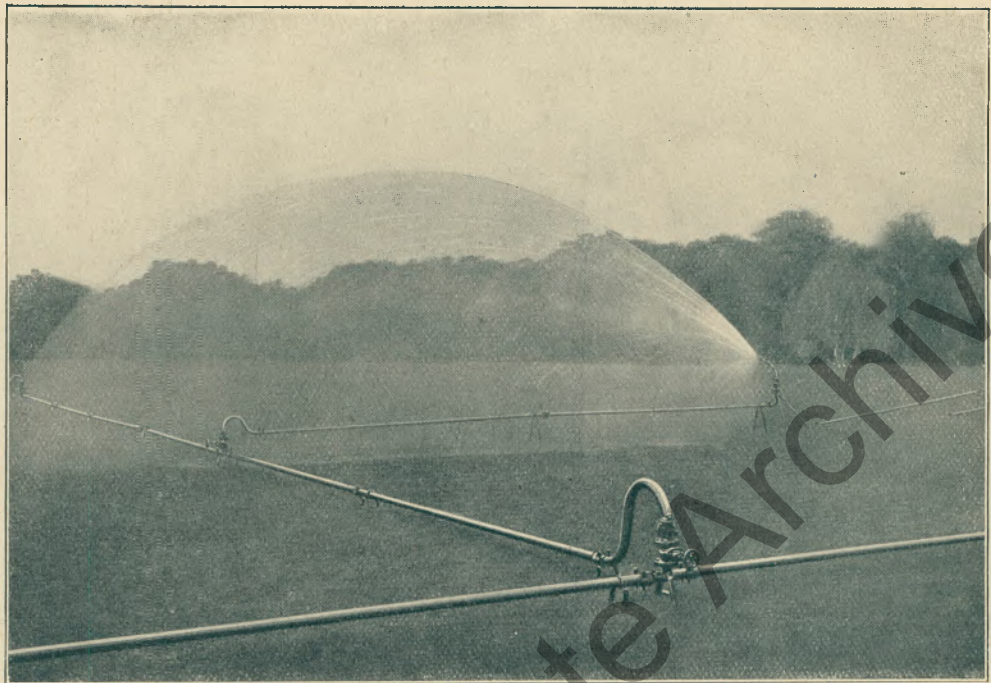


Abb. 5. „Phoenix“-Weitstrahl-Feldregner (für Großfelder).

Die Stammleitungen liegen unterirdisch; die Feld- und Abzweigleitungen sind leicht verlegbar. Die Weitstrahlbüse dreht sich langsam.

Böcken zu liegen kommen und ihrer schnellen Verlegbarkeit halber mit besonderen Schnellkupplungen versehen sind. — Die Technik brachte eine Anzahl Regenanlagen-Konstruktionen heraus, wie z. B. große Wassermotoren, wälzbare Anlagen, mit Schläuchen verbundene Regenkarren, an Seilbahnen hängende Regenfassern u. dgl. m. Als sehr brauchbare Konstruktionen blieben u. a. bis jetzt die in den Abbildungen gezeigten Anlagen, da sie die wichtigste Bedingung erfüllen, d. h. die einer einfachen Konstruktion bei verhältnismäßig geringen Kosten.

Wenn die Städte und Dörfer dazu übergehen, Rein- und Abwasserleitungen nach den umliegenden Ländereien und möglichst auch auf große Entfernungen zu führen, so daß jeder Landwirt, soweit sein Land sich zur intensiven Wasserbewirtschaftung eignet, einen Reinwasser- und Abwasseranschluß auf seinem Land besitzt, dann würden wir, volkswirtschaftlich gesehen, bedeutende Ersparnisse erzielen und obendrein einer großen Anzahl Erwerbslosen in der Landwirtschaft und der Eisenindustrie Beschäftigung geben können.

Ermöglicht man der Landwirtschaft, in größerem Umfang Regenanlagen anzuwenden, um dadurch die größten Erträge aus dem Boden herauszuholen, so wird gleichzeitig unser Einfuhrüberschuß zum Wohle Deutschlands erheblich verringert werden.



Abb. 6. „Phoenix“-Weitstrahl-Feldregner (für Großfelder).

Die Stammleitungen liegen unterirdisch; die Feldleitungen sind leicht und in Fügungen verlegbar. Die Weitstrahlbüsen drehen sich langsam.

Die abgebildeten Regenanlagen lieferte der Vereinigte Rohrleitungsbau (Phoenix-Märkische) G. m. b. H., Abteilung „Hydro“, Berlin-Mariendorf.

Die Sicherung der Eisenbahnen.*

Von W. Becker, Regierungsbaumeister a. D.

Die Tageszeitungen bringen häufig Nachrichten von Eisenbahnunfällen. Sie erwecken bei den Lesern leicht den Eindruck, daß die Sicherung des Eisenbahnverkehrs zur Zeit stark nachgelassen hat. Verstärkt wird diese irrthümliche Auffassung besonders noch dadurch, daß die Meldung von einem Eisenbahnunfall mit Sicherheit in jedes, auch das kleinste Lokalblatt hineinkommt. Tatsächlich aber steht die deutsche Reichsbahn in ihrer Sicherung immer noch an erster Stelle von allen größeren Eisenbahnverwaltungen der Erde. Eine Verschlechterung ist auch gegen die Vorkriegszeit nicht eingetreten. Keine andere Verkehrsstraße kommt der deutschen Eisenbahn an Sicherheit gleich. Die Straße der Stadt, der Kraftwagen-, Straßenbahn- und Wasserverkehr haben im Verhältnis zu den sie benutzenden Personen höhere Unfallziffern mit tödlichem Ausgang. Die Strecke, die ein Mensch zurücklegen müßte, um, nach dem Verhältnis der tödlichen Unfälle zu den zurückgelegten Personenkilometern gerechnet, mit Wahrscheinlichkeit durch einen Eisenbahnunfall umzukommen, entspricht dem 550fachen Umfange des Erdaquators.

Abb. 1.
Siemensches Wechselstromblockfeld.

Diese Sicherung verdankt die deutsche Eisenbahn dem deutschen Eisenbahnsicherungs Wesen. Den Markstein in der Geschichte des Eisenbahnsicherungs Wesens bildete die Einführung des von Werner Siemens erfundenen Wechselstromblockfeldes (Abb. 1), das heute noch in den von ihm entwickelten Grundzügen die Hauptgrundlage für die gesamte Strecken- und Stationsblockung in Deutschland und einer Reihe anderer Länder ist. Der erste Teil des Namens Blockfeld stammt aus England, dem Mutterlande der Eisenbahn. Dort bezeichnete das Wort „block“ zuerst

einen Streckenabschnitt auf der Eisenbahn, weitergehend wurde es dann später für das Sicherungssystem gebraucht, das auf der Einteilung einer Eisenbahnstrecke in einzelne Abschnitte beruhte, in denen sich nie mehr als ein Zug befinden sollte. Die Bezeichnung „Feld“ rührt aus der feldartigen Anordnung her, die in den Blockapparaten von Siemens & Halske üblich ist.

Das Wechselstromblockfeld ist eine elektrische Verschlußeinrichtung, die durch den Wechselstrom eines Siemensschen Induktors (Abb. 2) betätigt wird. Es hat, wie jedes Schloß, zwei Endstellungen, die verschließende, geblockte, und die freie, entblockte. Der Vorgang, der es in diese Stellungen bringt, nennt man die Blockung bzw. Entblockung, die Tätigkeit das Blocken bzw. Entblocken. Die üblichste Form des Zusammenarbeitens von Blockfeldern ist die paarweise. Hierbei sind immer zwei Wechselstromblockfelder so zusammengeschaltet, daß sich das eine in der geblockten, das andere in der entblockten Stellung befindet.

Die Blockbedienung erfolgt durch das Niederdrücken der Blocktaste des entblockten Feldes und fünf- bis sechsmaliges Umdrehen der Induktorkurbel mit der anderen Hand.

Der Verkehr auf den Strecken wird durch den Streckenblock gesichert. Man unterscheidet hierbei eine Zeit- und Raumblockung. Das Zeitblocksystem beruht allein darauf, daß ein Zug hinter einem anderen erst nach einer bestimmten Zeit abgelassen werden darf. Da es ziemlich unsicher ist, findet es nur selten Verwendung. Das Raumblocksystem beruht auf der Einteilung einer Eisenbahnstrecke in einzelne Blockstrecken, in die die Einfahrt eines folgenden Zuges erst gestattet ist, wenn der vorhergehende sie verlassen hat (Abb. 3). Die Einfahrt in eine solche Blockstrecke muß dem Zug, wenn

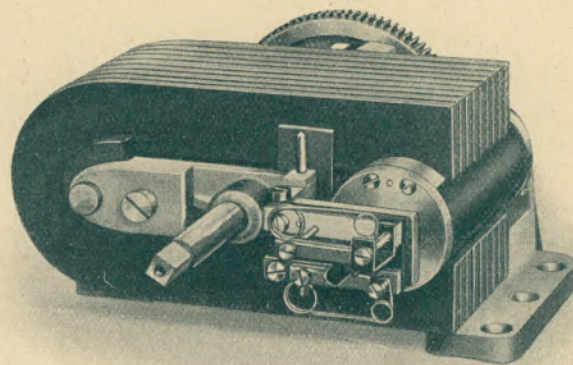


Abb. 2. Siemenscher Induktor.

sie frei ist, durch irgendein Zeichen gestattet, oder, wenn sie besetzt ist, verboten werden. In den meisten Ländern sind hierfür bei Tage optische Flügel- oder Scheibensignale, bei Nacht Lichtsignale üblich. In Deutschland bedeutet das Flügelsignal (Abb. 4) mit aufwärts zeigendem Flügel, zu

* Vergleiche „Die Sicherung der Eisenbahnen“ in Heft 11 u. 12 des Jahrgangs 1925/26 des „Verf“.

dem bei Dunkelheit noch ein grünes Licht tritt, „Freie Fahrt“, der wagerecht stehende Flügel, nachts daneben ein rotes Licht, „Halt“. Da die Züge bei ihren großen Geschwindigkeiten und Gewichtern oft noch 700 m Bremsweg zurücklegen müssen, ehe sie zum Halten kommen, sind vor diesen Hauptsignalen noch Vorsignale aufgestellt, die den Lokomotivführer rechtzeitig von der Stellung des Hauptsignals verständigen

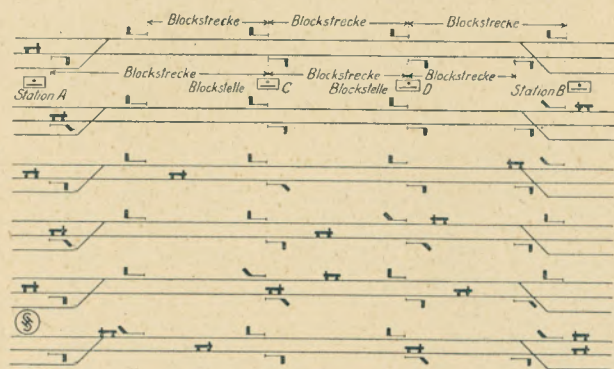


Abb. 3. Schematische Darstellung eines Raumblocksystems.

Das Bild zeigt sechsmal die gleiche Strecke mit verschiedenen von links und rechts kommenden Maschinen, deren Einfahrt in die verschiedenen Blockstrecken durch die jeweilige Stellung der Flügsignale geregelt wird. Rechtswinklige Stellung: Halt! Stumpfer Winkel: Freie Fahrt!

sollen (Abb. 5). Eine runde, dem Zuge zugekehrte Scheibe, unter der bei Dunkelheit zwei rechts steigende orangerote Lichter sitzen, ist das Warnsignal, daß die Hauptstellung des kommenden Hauptsignals vormeldet. Die weggeklappte Scheibe, nachts zwei grüne Lichter darunter, zeigt an, daß die weitere Fahrt frei sein wird.

Die in Deutschland üblichste Form des Streckenblockes ist der Vierfelderblock für zweigleisige Strecken. Wie Abb. 6 zeigt, ist die Strecke in einzelne Blockstrecken eingeteilt, die durch Signale, die Blocksignale, geschützt sind. Die Stellen, an denen die Blockstrecken beginnen und enden, sind die Blockstellen. Hier stehen immer zwei Blocksignale,



Abb. 4. Flügel (Haupt-)signal.

für jede Fahrtrichtung eines. An den beiden an den Streckenden befindlichen Endblockstellen stehen je zwei Signale, eins, das die Ausfahrt aus dem Bahnhof und die Einfahrt in die erste Blockstrecke gestattet, also ein Blocksignal, und am Ende der auf der am Bahnhof endenden Blockstrecke ein Signal, das nur die Einfahrerlaubnis in den Bahnhof gibt, aber mit der Sicherung der freien Strecke nichts zu tun hat.

In den Handhabungen dieser Signale aber ist der Blockwärter von dem nächsten Streckenblock abhängig. Wie Abb. 6 zeigt, befindet sich auf jeder Blockstelle für jede beginnende und endende Blockstrecke ein Blockfeld, also zusammen vier, auf den beiden Endblockstellen nur zwei. Nach ihrer Lage zur zugehörigen Blockstrecke heißen sie Anfang- und Endfelder. Das Anfang- und Endfeld einer Blockstrecke arbeiten immer paarweise zusammen und zeigen auch in dem kleinen Blockfenster stets die gleiche Farbe. Es bedeutet bei ordnungsmäßig erfolgter Blockbedienung hier „Weiß“ eine unbefetzte, „Rot“ eine besetzte Strecke. An den Farben seiner Blockfelder kann so der Blockwärter dauernd sich über die Besetzung der an seine Blockstrecke grenzenden Blockstrecken unterrichten.

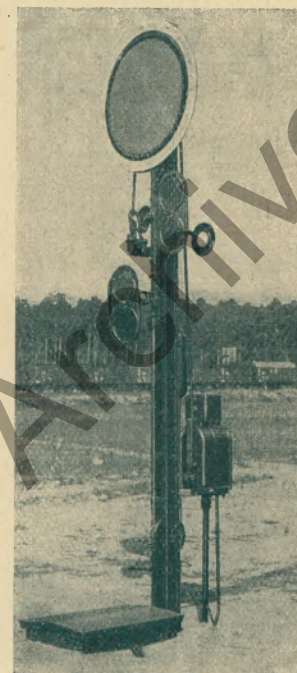


Abb. 5. Vorsignal.

Im Ruhezustand sind alle Anfangfelder des Vierfelderblockes entblockt, alle Endfelder geblockt. Alle Blockfenster sind weiß, da alle Blockstrecken frei sind. Läßt nun der Blockwärter aber aus dem Bahnhof A einen Zug ausfahren und legt hinter ihm das Signal in die Haltlage zurück, drückt darauf die Blocktaste seines Anfangfeldes und gibt den beiden Blockfeldern der ersten Blockstrecke durch Drehen seiner Induktorkurbel Strom, so ändert sich das Bild.

Das Anfangfeld wird durch den hervorgerufenen Induktionsstrom elektrisch festgelegt, geblockt. Damit ist der

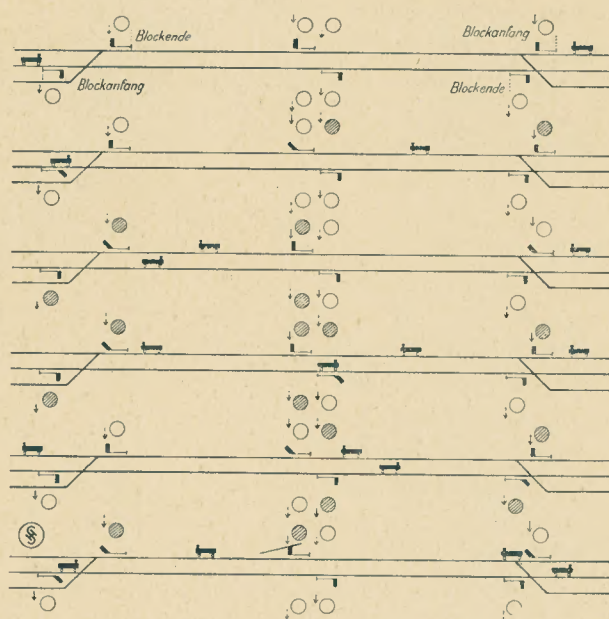


Abb. 6. Vierfelderblock für zweigleisige Strecken.

Das Bild zeigt ebenfalls sechsmal die gleiche Strecke mit verschiedener Signalstellung. Die paarweise zusammenarbeitenden Anfang- und Endfelder der Blockstrecke sind durch gleichfarbige Kreise dargestellt.

Blocksignalhebel für die Einfahrt in die erste Blockstrecke in der Haltstellung gesperrt. Durch die Blockleitung erhält aber gleichzeitig das Endfeld auf der ersten Blockstelle Wechselstromstöße und wird entblockt, meldet damit der Blockstelle den Zug vor. Beide Blockfenster zeigen jetzt „Rot“ zum Zeichen, daß die Blockstrecke besetzt ist.

Der Blockwärter auf der ersten Zwischenblockstelle stellt nun für diese Fahrtrichtung sein Blocksignal auf „Fahrt“. Der Zug fährt an der Blockstelle vorüber, der Wärter legt das Signal in die Haltstellung zurück und blockt nun gleichzeitig Anfangs- und Endfeld derselben Fahrtrichtung. Erst nachdem der Zug an der folgenden Blockstelle vorbeigefahren und in der zweiten Blockstrecke durch den in der Haltstellung elektrisch verschlossenen Signalhebel

gesichert ist, kann ein folgender Zug in die erste Blockstrecke durch Ausfahrstellung des Ausfahrsignals aus dem Bahnhof hinausgelassen werden. In dieser Weise setzt sich die Sicherung die ganze Strecke bis zur Endblockstelle weiter fort.

Die ordnungsgemäße Durchführung dieser Streckenblockbedienung ist aber noch durch eine ganze Reihe mechanischer und elektrischer Nebeneinrichtungen zwangsläufig gemacht. So sind zwischen die Blockfelder des Streckenblocks und die Signalhebel noch mechanische Sperreinrichtungen eingefügt. Die eine, die mechanische Lastensperre, verhindert, daß ein Anfangsfeld schon geblockt wird, bevor der Signalhebel wirklich einmal in die Fahrt- und zurück in die Haltstellung gebracht ist. Eine andere, die mechanische Hebelsperre, verhindert die mehrmalige Ausfahrstellung eines Signals dadurch, daß ein wieder in die Haltstellung gebrachter Hebel nicht mehr in die Fahrtstellung gebracht werden kann. Nach der Ausfahrt eines Zuges kann ein Signalhebel erst wieder in die Fahrtstellung gebracht werden, wenn er durch ordnungsmäßige Blockung elektrisch gesperrt und durch die Entblockung des Anfangsfeldes wieder freigegeben war.

Aber auch der Zug selbst wird zur Mitwirkung seiner Sicherung herangezogen, um zu verhindern, daß eine Blockstrecke durch versehentliche Blockbedienung freigegeben wird,

bevor der Zug tatsächlich an der Blockstelle vorbeigefahren ist. Die beiden Hilfsmittel hierzu sind die elektrische Lastensperre und ein Schienendurchbiegungskontakt.

Die elektrische Lastensperre sperrt im Ruhezustande die Drucktaste des Blockfeldes, über dem sie angebracht ist. Durch einen elektrischen Stromstoß, den ihr Magnet erhält,

wird sie ausgelöst und gibt die Taste zur einmaligen Bedienung frei. Den Stromstoß erhält der Magnet durch eine Gleichstrombatterie, die durch den Zug durch das Befahren eines Schienendurchbiegungskontaktes eingeschaltet wird (Abbild. 7). Dieser Kontakt ist am Schienenfuß unten zwischen zwei Schwellen angebracht. Durch die Durchbiegung, die die Schiene unter den Zugachsen erhält, wird ein Druckstößel auf eine Druckplatte gedrückt,

zwischen deren beiden randverschweißten Platten sich Quecksilber befindet (Abb. 8). Dieses wird durch den Druck durch ein enges Steigrohr in das Kontaktgefäß gedrückt, das seitlich am Schienenkontakt angeordnet ist, und schließt dadurch einen Kontakt im elektrischen Stromkreis. In Verbindung mit einer elektrischen Lastensperre — es sind beides Erfindungen von Siemens & Halske aus dem Jahre 1885 — wird zwangsläufig erreicht, daß eine Blockbedienung erst erfolgen kann, wenn tatsächlich ein Zug gefahren ist.

Weiter wirkt mit Hilfe eines solchen Schienenkontaktes der Zug nach der Ausfahrt aus einem Bahnhof mit, indem er eine Haltfalleinrichtung betätigt. Durch diese fällt nach Ausfahrt des Zuges hinter ihm das Signal selbsttätig in die Haltstellung und verhindert so, daß versehentlich auf dasselbe in Fahrtstellung stehende Signal ein zweiter Zug in die erste Blockstrecke gelassen wird. Der

Blockwärter seinerseits ist durch die inneren Einrichtungen des Streckenblockes gezwungen, den Ausfahrsignalhebel ebenfalls in die Haltlage zurückzulegen und die Rückblockung des Zuges von der nächsten Blockstelle abzuwarten, bevor er für einen weiteren Zug das Ausfahrsignal in die Strecke auf „Fahrt“ stellen kann.

Bei der Sicherung eingleisiger Strecken, die ebenfalls durch den Siemensblock erfolgt, kommt zu dem Schuß der

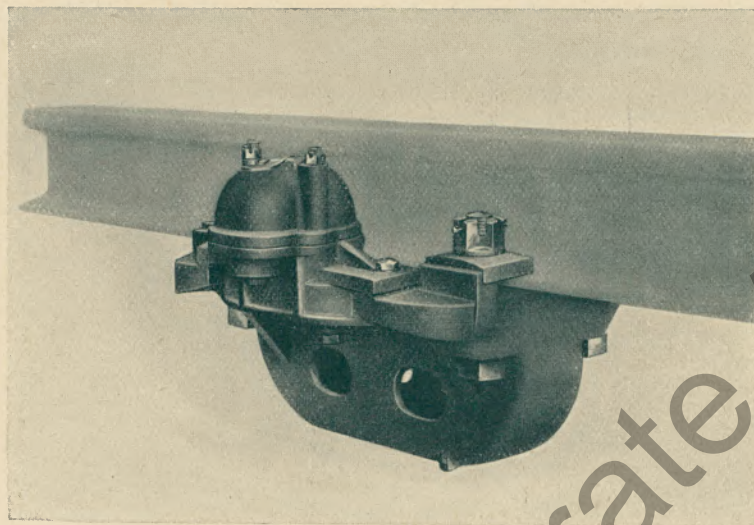


Abb. 7. Schienendurchbiegungskontakt.

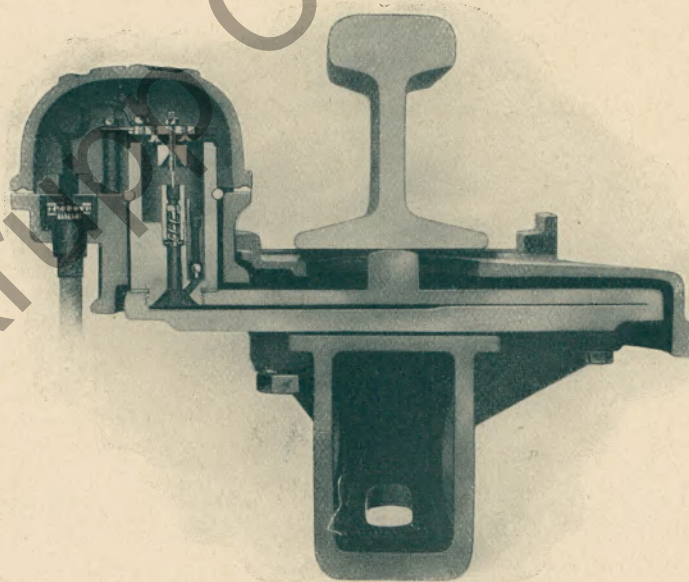


Abb. 8. Schienendurchbiegungskontakt (Querschnitt).

Züge gegen in gleicher Richtung fahrende noch der gegen entgegenkommende hinzu. Auch dieser ist heute genügend sicher durch den Block erreicht.

Die Sicherung der Züge auf der Strecke allein genügt aber noch nicht zur Sicherung des Zugverkehrs. Die stets an Größe zunehmenden Bahnhöfe dürfen nicht vernachlässigt werden.

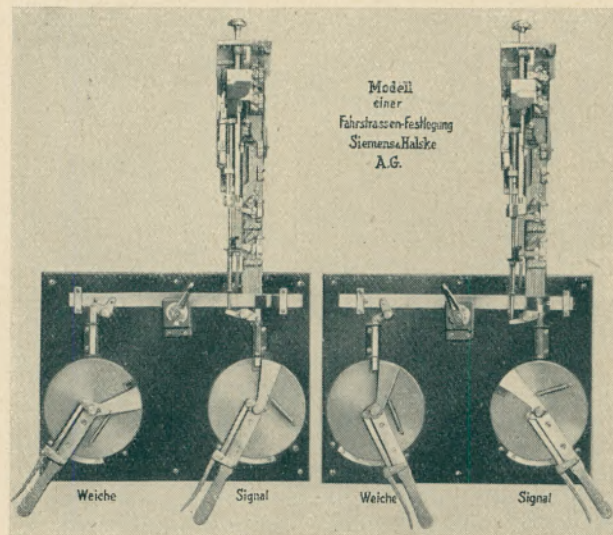


Abb. 9.

Das erste, was in ihnen gesichert sein muß, ist die richtige Einstellung der Fahrstraße des Zuges. Dazu gehört die richtige Stellung aller Weichen- und Gleissperren, die der Zug selbst durchfährt, aber auch derer, deren Stellung die geplante Zugfahrt durch Rangierbewegungen und dergleichen gefährden könnten. Diese müssen in Schutzstellung gelegt werden. Zur mechanischen Überprüfung und Festlegung der Lage aller in Frage kommenden Stellhebel dient der Fahrstraßenhebel, der mit Hilfe eines durch ihn bewegten Schiebers alle Stellhebel in der für die Fahrt richtigen Stellung mechanisch sperrt. Diese mechanische Sperrung ist auch aus dem mechanischen in das elektrische Stellwerk übernommen, in dem außerdem der elektrische Strom noch die örtliche Überprüfung aller Einrichtungen erleichtert. Vor dem Auffahrlegen des Signals muß der Fahrstraßenhebel erst umgelegt sein und alle Stellhebel mechanisch verschlossen haben. So ist also die Signalgebung für eine Fahrt erst gestattet, wenn die Fahrstraße in Ordnung ist.

Der Fahrstraßenhebel allein genügt noch nicht zur völligen Sicherung der Zugfahrt. Er kann zu früh zurückgelegt werden, so daß unter Umständen eine Weichenstellung unter dem Zuge erfolgt. Deswegen wird bei größeren, weniger übersichtlichen Bahnhöfen der Fahrstraßenhebel durch ein Blockfeld auch wieder elektrisch in der umgelegten Lage festgelegt. Diese Fahrstraßenfestlegung (Abb. 9) durch die Verschlußstange eines Blockfeldes wird erst wieder von einer Stelle aus aufgehoben, die mit Sicherheit beurteilen kann, ob der Zug tatsächlich die Fahrstraße völlig verlassen hat. An dieser befindet sich die Fahrstraßenauflösung. Nach beendeter Zugfahrt blockt z. B. der Beamte auf dem Bahnsteig das Auflösesfeld und gibt damit erst dem Stellwerk wieder

das Zurücklegen des Fahrstraßenhebels frei. In Fällen, in denen, wie bei Ausfahrten aus Bahnhöfen, eine mit Personen besetzte Stelle fehlt, die die Beendigung der Zugfahrt durch die Weichenstraße beurteilen kann, bewirkt der Zug selbsttätig die Auslösung eines Schienenkontaktes (Abb. 10).

Zur Sicherung der einzelnen Fahrten auf einem Bahnhof gegeneinander dient der Stationsblock, der in erster Linie ebenfalls auf dem weiter oben geschilderten paarweisen Zusammenarbeiten von Wechselstromblockfeldern beruht und auch unter den schwierigsten Verhältnissen ein reibungs- und gefahrloses Zusammenarbeiten ermöglicht.

Auf dieser Grundlage beruhen die inneren Abhängigkeiten auf den Bahnhöfen. Auf größeren Bahnhöfen wird das bedeutendste Stellwerk im allgemeinen als Befehlsstellwerk ausgebildet. Von ihm erhalten alle abhängigen Stellwerke für die Einfahrten in den Bahnhof die Freigabe. Gibt das Befehlsstellwerk eine Fahrt frei, so legt es dabei die Freigabe aller Fahrten, die dieser feindlich sind, und eigene gefährdende Fahrten fest. In ähnlicher Weise geben sich Stellwerke eines Bahnhofes zu Fahrten, die sie beide berühren, Zustimmung. Die zustimmende Stelle legt alles für die Fahrt zurecht, verschließt es mechanisch durch das Umlegen eines Fahrstraßenhebels und dann bei der Blockung des Zustimmungsfeldes noch elektrisch. Erst nach der Entblockung des Zustimmungsempfangsfeldes kann das andere Stellwerk die Fahrt erfolgen lassen. Bei elektrischen Stellwerken, die auf den größeren Bahnhöfen jetzt mehr und mehr eingeführt werden, ersetzen Magnetsperren an den Schaltern die sperrenden Blockfelder.

Schreitet das Eisenbahnsicherungs Wesen in seiner Entwicklung auch von Tag zu Tag weiter fort, gewinnt heute



Abb. 10. Automatische Fahrstraßenauflösung durch Schienenkontakt.

auf städtischen Schnell- und Vorortbahnen auch der selbsttätige Streckenblock stets mehr an Bedeutung, so bildet doch für die Sicherung der Hauptstrecken und ihrer Bahnhöfe immer noch das Siemenssche Blocksystem die Grundlage. Die Grundsätze, die hier in dem Strecken- und Stationsblock maßgebend sind, werden auch im elektrischen Stellwerkbau und selbst bei dem selbsttätigen Block sinngemäß trotz aller technischen Fortschritte in ihrer Durchführung noch als maßgebend befolgt.

Eignung und Auslese.

Eine wirtschaftspsychologische Studie. Von Dr. Roland Schupp, München.

Unter dem Druck der ehernen Wirtschaftsgesetze ist die Frage der Rationalisierung der Produktionsmethoden im Sinne des betriebswissenschaftlich erweiterten Taylorsystems für die deutsche Wirtschaft zu einer der brennendsten Zeitfragen geworden. Es gilt die Aufmerksamkeit der Wirtschaft aber nicht nur auf rein betriebs-technische Fragen hinzulenken, deren Lösung den berufenen Fachkreisen überlassen bleiben mag, nicht mindere Bedeutung kommt auch der Frage systematischer Menschenökonomik zu, deren Tragweite in Deutschland in den letzten Jahren unter dem Einfluß einseitiger sozialer Bestrebungen vollkommen verkannt wurde. Es sei daher im nachstehenden der Versuch unternommen, in engerem Rahmen einige wirtschaftspsychologische Fragen zu erörtern.

Es mag selbstverständlich klingen, daß ein zuverlässiger und geschulter Angestellten- und Arbeiterstamm für jede Unternehmung von größter Bedeutung ist und doch zeigt der Alltag, daß dieses einfachste wirtschaftspsychologische Grundgesetz in die Wirtschaft noch verhältnismäßig wenig Eingang gefunden hat. Die Einstellung und Entlassung von Angestellten z. B. wird vielfach noch nach Grundsätzen gehandhabt, die der Fortschritte moderner Wirtschaftsorganisation spotten. Derselbe Arbeitgeber, der gestern einen Angestellten wegen Untauglichkeit im Betriebe oder gar wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten entließ und dem Entlassenen, ohne die rechtlichen und wirtschaftlichen Folgen zu bedenken, ein lobendes Zeugnis ausstellte, verpflichtet heute ohne geringste Vorurteile dessen Nachfolger auf Grund dessen eigener „guten“ Zeugnisse. Je nach Menschenkenntnis verläßt er sich vielleicht gefühlsmäßig auf den persönlichen Eindruck, sucht einen Maßstab an der Abfassung des Bewerbungsschreibens zu gewinnen und zieht bestenfalls eine Auskunft bei einer von dem Bewerber aufgegebenen Referenz ein; ob der Anzustellende aber wirklich die Kenntnisse, Erfahrungen und die Berufseignung besitzt, die dieser angibt, das weiß er nicht. Es bleibt zu berücksichtigen, daß erfahrungsgemäß jeder Stellungsuchende, ein so ehrlicher Charakter er sonst auch immer sein mag, in seinem Bewerbungsschreiben bei Einschätzung seiner Fähigkeiten übertreibt, mag freilich dabei auch der Wunsch, in eine verlockende Stellung einzurücken, drängende wirtschaftliche Not und die Absicht, die Mitbewerber auszustechen, ein gewichtiges Wort mitsprechen.

Dem Bewerbungsschreiben wie den Zeugnissen kommt wirtschaftspsychologisch eine ganz eigene Note zu. Das Bewerbungsschreiben, soweit es von dem Stellungsuchenden absolut selbständig verfaßt ist — fremde Hilfe läßt sich meistens sehr rasch erkennen —, gibt dem Psychologen durch die Art der Abfassung und Ausdrucksweise über die Bildung, wie in graphologischer Hinsicht über die Fähigkeiten und Neigungen, die körperliche und seelische

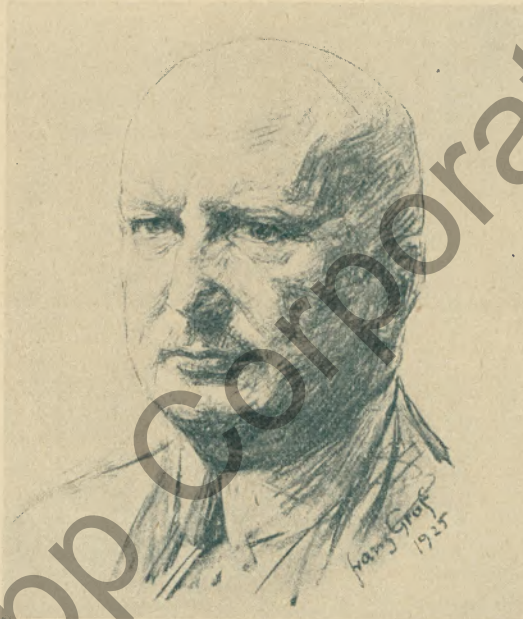
Verfassung des Bewerbers sehr wertvolle Aufschlüsse. Gerade das Selbstmaß der Einschätzung eigener Kenntnisse und Fähigkeiten bietet hochinteressante Einblicke in die Psyche des Bewerbers. Zum Teil legen verschiedene große Firmen schon heute der Frage der Berufseignung bei der Besetzung wichtiger Posten die größte Bedeutung bei und ziehen für die sichere Beurteilung der Bewerber nach Charakter und Fähigkeiten einen Berufspsychologen zu. Ermöglicht doch der heutige Stand der Forschung mit den verschiedenen Hilfsmitteln der graphologischen Charakterbeurteilung, den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Psychognomik (Seelenkunde) und Physiognomik (Kunst, aus dem Äußeren eines Menschen auf das Innere zu schließen) sowie nicht zuletzt mit den exakten Methoden

der psychotechnischen Eignungsprüfungen eine in jeder Hinsicht erschöpfende Persönlichkeitsanalyse. Unter diesem Gesichtspunkt ist daher auch im Zeitalter der Schreibmaschine das Verlangen einer Firma, die Bewerbungsschreiben handgeschrieben einzureichen, sowie für die physiognomische Beurteilung ein Lichtbild zu erhalten, absolut berechtigt.

In kurzen Zügen sei in diesem Zusammenhange auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Schriftkunde für die Praxis hingewiesen. Die Schriftentwicklung, die Schwankungen innerhalb der Lage und Höhe der Schrift, die Winkellage, nicht minder die Straffheit der Schrift, die Verknotungen und horizontalen Betonungen lassen für die Handschriftendeutung sehr weitgehende Schlüsse auf Veranlagung, Vererbungsfaktoren, angeborene, vorhandene und verborgene Fähigkeiten, umgekehrt auch auf Absonderlichkeiten ziehen.

Wie das Auge der Spiegel der Seele ist, so ist die Schrift ein getreues Spiegelbild des Charakters. Die jeweiligen Schriftseigentümlichkeiten lassen z. B. deutlich die organisatorisch kaufmännische, künstlerische oder mehr technische Begabung erkennen. Auf der anderen Seite gestattet das Schriftbild dem Fachmann auch einen Einblick in die seelische und körperliche Verfassung des Bewerbers. Nervosität oder Hysterie, seelische Bedrückungen und andere psychische oder physische Gleichgewichtsstörungen drücken sich klar im Schriftbild aus und geben der Leitung eines Unternehmens so die Möglichkeit, für besonders verantwortungsvolle oder aufreibende Posten speziell geeignete Kräfte zu wählen. Eine wertvolle Ergänzung dieser Persönlichkeitsdeutung bieten in der Hand des Fachmannes die wissenschaftlichen Methoden der Physiognomik, die auf der Erkenntnis beruhen, daß sich alle geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte und Mängel auch in der Gesamtgestaltung des menschlichen Körpers und seiner Einzelteile ausdrücken.

Die neueren Systeme der Physiognomik zeigen zum Teil bereits sehr wertvolles Material und haben zur Aufstellung bestimmter, physiognomischer Typenreihen geführt. Die



Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Adolf Franke
Generaldirektor der Siemens & Halske A. G.,
dem die höchste Auszeichnung des Elektrotechnischen Vereins,
die Siemens-Stephan-Medaille, verliehen wurde.

Formbildung der einzelnen Organe des menschlichen Körpers: Kopfform, Gesichtsausdruck, Nasen-, Mund-, Augen-, Ohren-, Stirn- und Kinnbildung, Hals, Hände usw. geben für die Beurteilung des Menschen wichtige Aufschlüsse. Wie sich die Kriminalistik für ihre speziellen Zwecke dieses Gebiet bereits erschlossen hat, so dürfte auch für die Wirtschaft die Einbeziehung dieser Fragen in ihren Interessentenkreis von unschätzbarem Werte sein. Neben diesen noch im Ausbaustadium begriffenen Untersuchungsmethoden finden in der Industrie und im Verkehrsgewerbe bereits in größerem Umfange die psychotechnischen Eignungsprüfungen Anwendung. Der Wert dieser für die Praxis so bedeutungsvollen Untersuchungsmethoden liegt dabei vor allem darin, daß die Stellungsbewerber durch äußerst feinsinnige Meß- und Prüfungsverfahren auf ihre besondere Berufseignung, Geschicklichkeit und geistige Fähigkeit hin untersucht werden können. So wird z. B. ein Trambahnwagenführer oder Chauffeur u. a. mit besonderen Meßapparaten auf seine Geistesgegenwart und Entschlußkraft geprüft, die im Gefahrfälle für das Leben der ihm anvertrauten Fahrgäste von größter Bedeutung ist. In ähnlicher Weise lassen sich für die verschiedensten Berufsgebiete exakte Eignungsprüfungen durchführen.

Wie oft kommt es vor, daß sich Leute in gänzlich falscher Selbsteinschätzung trotz mangelnder Fähigkeiten und lückenhafter Vorbildung in dem krankhaften Streben nach Geltung in Berufe und Stellungen drängen, die sie ihrer biologischen Veranlagung nach gar nicht auszufüllen imstande sind. Hier liegt wirtschaftspsychologisch ein zweifaches Konfliktmoment vor: der Arbeitgeber verliert mit dem zeitraubenden Ausprobieren des Angestellten kostbare Wirtschaftsenergie, die er nutzbringender verwerten könnte, während der Angestellte selbst sich in seinen überspannten Erwartungen und in seinem Selbstvertrauen bitter enttäuscht sieht. Ebenso häufig kommt es vor, daß ein Angestellter in einer bestimmten Berufstätigkeit den gestellten Anforderungen an Intelligenz und Arbeitsleistung in jeder Weise entspricht, während er bei dem Übergang zu einem anderen, beruflich etwas schwierigeren Wirkungskreis den erhöhten Ansprüchen nicht mehr gerecht zu werden vermag. Die Intelligenz als solche gibt eben noch keinen Anhaltspunkt dafür, in welchem Verhältnis sich Logik, Sachlichkeit und Kombinationsfähigkeit gegenüberstehen. Zweckmäßig wird die Leistungsfähigkeit des Bewerbers nicht zu hoch und nicht zu niedrig veranschlagt; zu geringe oder zu hohe Einschätzung löst in der Psyche des Angestellten Unzufriedenheit oder Unsicherheit aus, während bei Veranschlagung mittlerer Leistungsfähigkeit mit nach oben offener Mehrleistungsmöglichkeit psychologisch ein Ansporn zum sozialen Aufstieg gegeben ist. Für die Beurteilung des Maßes richtiger Selbstein-

schätzung dürfte nicht uninteressant sein, daß Personen von hoher Intelligenz leicht dazu neigen, ihre Fähigkeiten und Anlagen zu gering einzuschätzen, während Menschen auf niedrigerer Intelligenzstufe meist eine zu hohe Meinung von ihrem Sein und Können haben. Das Vermögen sachlicher Selbstkritik nimmt, von krankhaften Fällen abgesehen, zweifellos in einem gewissen Proportionsverhältnis zu der höheren Intelligenzstufe zu.

Gleiche Bedeutung kommt dem Zeugnis zu. Einen wertvollen, wenn auch keineswegs einwandfreien Maßstab geben Schul- und speziell Fachschulzeugnisse, die allerdings von dem Gesichtspunkte aus zu würdigen sind, daß sie ein nach schulmäßigen Erfahrungs- und Zweckmäßigkeitsgrundsätzen typisiertes Bild des Bewerbers entrollen. Gerade Schulzeugnisse weisen vielfach ein psychologisch unrichtiges Bild von der Leistungsfähigkeit eines Bewerbers in bezug auf Wissen und Intelligenz auf; ist es doch eine bekannte Erscheinung, daß die psychische Entwicklung bei dem frühreifen jungen Menschen ganz andere Bahnen nimmt als bei dem Spätentwickler, der deshalb nicht minder befähigt zu sein braucht. Und aus Taugenichtsen der Schulbank sind im Leben vielfach tüchtige und berühmte Männer geworden. Es darf ferner für die Beurteilung von Zeugnissen der Schule wie der Praxis nicht unberücksichtigt bleiben, daß bei der Leistungsbewertung verschiedene unkontrollierbare Momente mitspielen, die als im Unterbewußtsein ruhende Auswirkungen der Sympathie oder Antipathie kaum richtig ermessen werden können. Ähnlich sind auch die Zeugnisse der Praxis zu bewerten, da auch hier der Übelstand bewußt unrichtiger Zeugnisse, die den Angestellten „weglobten“, deren objektiven Wert in vielen Fällen hinfällig macht. Mit dem in der Gesetzgebung verankerten Recht des Angestellten und Arbeiters auf die Ausstellung eines Zeugnisses muß sich aber auch das Recht und die Pflicht des Arbeitgebers verbinden, eine sachliche Beurteilung der Leistung zu geben. Sozialem Empfinden Rechnung tragend, kann dabei sehr wohl davon abgesehen werden, in das Zeugnis Wertungen aufzunehmen, die für den Entlassenen ungünstig sind; wirtschaftspsychologisch sollte aber zum mindesten ein Lob vermieden werden, das nicht gerechtfertigt und unverdient ist. Noch stärker wie bei den Schulzeugnissen sprechen bei den Zeugnissen der Praxis schwer kontrollierbare Momente mit: Bei Zeugnissen, die von kleineren Firmen ausgestellt werden, spielen in hohem Maße Regungen persönlicher Sympathie oder Antipathie eine Rolle, während die Zeugnisse großer Betriebe meist eine unpersönliche, sachliche Note tragen.

Zusammenfassend zeigen die Ausführungen, daß der Wirtschaft wertvolle Hilfsmittel zur Verfügung stehen, ihre Organisation auch nach der Seite zielbewußter Menschenökonomik hin zu vervollkommen.

Das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum laßt uns wacker sein!

Ernst Moriz Arndt.

Ich habe nur einen Maßstab für die Moralität, und ich glaube, den strengsten: Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?

Schiller.



Aufführung für erwerbslose Jugendliche im Freilichttheater der Schulgartenfiedlung Düsseldorf.
 Fiedlung und Freilichttheater sind fast ausschließlich durch jugendliche Erwerbslose erbaut!

Schulungsmaßnahmen für erwerbslose Jugendliche.

Von A. Rasteleiner, Direktor des Arbeitsamtes der Stadt Düsseldorf.

Rüzlich ging eine Notiz des amtlichen Preussischen Pressedienstes durch die Zeitungen, wonach mit Einrichtungen zur beruflichen Fortbildung der erwerbslosen Jugendlichen sehr günstige Erfahrungen gemacht worden sind. Sie sollten deshalb für den kommenden Winter in stärkerem Maße weiter ausgebaut werden. Allgemein werden hier Erfahrungen verwertet, die einige wenige, meist größere öffentliche Arbeitsnachweise, teilweise bereits seit Jahren, mit der Beschäftigung erwerbsloser Jugendlichen in Lehrgängen zur Schulung und Fortbildung gemacht haben. Nach den rechtlichen Bestimmungen besteht nämlich die Möglichkeit, die erwerbslosen Jugendlichen im Rahmen der Erwerbslosenfürsorgeverordnung entweder mit sogenannten Pflichtarbeiten oder in Sonderkursen zu ihrer Fortbildung oder Umschulung zu beschäftigen. Die Bewilligung der Unterstützung kann von der Teilnahme an diesen Arbeiten bzw. dem Unterricht abhängig gemacht werden.

Wohl der größte und interessanteste Versuch, Jugendliche in ausgedehntem Maße mit Pflichtarbeiten zu beschäftigen, ist der des Düsseldorfer Arbeitsamtes, über den sein Verwaltungsausschuß Ende 1925 in einer Schrift „Erwerbslose Großstadtjugend, ein Düsseldorfer Erziehungsversuch an erwerbslosen Jugendlichen“, ausführlich berichtete. Dieser Erziehungsversuch ist in dieser Zeitschrift (VI. Jahrgang, Heft 4, Seite 169 f.) bereits gewürdigt worden. Der andere Weg einer nutzbringenden Beschäftigung Jugendlicher auf dem Wege der Schulungslehrgänge ist ebenfalls umfangreich in Düsseldorf, außerdem anderwärts, besonders in Frankfurt, Leipzig und sehr ausgedehnt von der Industriellen Bezirkskommission in Wien, beschritten worden.

Die Tätigkeit der Industriellen Bezirkskommission Wien, die organisatorisch ungefähr unserem Landesarbeitsamt entspricht, erstreckt sich hauptsächlich auf theoretische und praktische Schulungstätigkeit in Kursen für bestimmte Berufsgruppen Erwerbsloser. Auch hier haben die guten Erfahrungen früherer Monate in der letzten Zeit zu einer starken weiteren Ausgestaltung der Schulungsmaßnahmen geführt. Nach dem Tätigkeitsbericht der Industriellen Bezirkskommission Wien wurden allein seit dem Sommer 1923 bis Ende 1925 356 Kurse abgehalten, in denen über 10 000 Arbeitslose geschult wurden. Zu Beginn der Kurse werden Eignungsprüfungen abgehalten, um tunlichst gleichbefähigte Kurssteilnehmer in den Kursen zusammenzufassen. Von diesen Eignungsprüfungen wurden vor allem erfasst Metallarbeiter (Maschinenschlosser, Bauschlosser, Werkzeugmacher), Chauffeure, Angestellte (Maschinenschreiber, Buchhalter, Lagerverwalter, Reklamesachleute, Vorkalkulanten), außerdem Hausgehilfinnen (Köchinnen und Stubenmädchen), Schneiderinnen und Modistinnen. Der Schulungsunterricht selbst ist stark auf bestimmte Berufszweige spezialisiert. Als Lehrer sind tüchtige Fachleute aus der Industrie, dem Handel und Gewerbe gewonnen worden. Auf diese Weise ist der Kontakt mit der Wirtschaft lebendig gestaltet und vor allen Dingen gewährleistet, daß moderne Arbeitsmethoden zur Geltung kommen. Für verschiedene Schulungskurse bestehen besondere, sehr gut eingerichtete Werkstätten, so z. B. ein Lehrbetrieb für Holzbearbeitung, eine vollständige Bauschlosserwerkstätte mit autogener und elektrischer Schweißeinrichtung, eine eigene Automobilfahrschule, eine Werkstätte für die Schuhindustrie, Koch- und Haushaltungsschulen in Wien und Umgegend

und schließlich ein kleines psychotechnisches Institut. Auch die öffentlichen Lehranstalten, wie die gewerbliche Fortbildungsschule und Handelsakademie, wurden für die Zwecke der Schulung Erwerbsloser herangezogen. Einige Industrien, vor allem die Textil- und Bekleidungsindustrie, wo eine Nachschulung in Lehranstalten nicht ohne weiteres möglich ist, und wo ein auf dem Arbeitsamt nicht unmittelbar zu deckender Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften bestand, stellten ihre Betriebsträume zu Nachschulungszwecken zur Verfügung. Ähnliche Kurse, wie sie in Wien bestanden, wurden schließlich in geringerem Umfange auch in der Provinz eingerichtet.

stellen und gibt Vorschläge zum Ausbau ähnlicher Einrichtungen.

Die Erwerbslosigkeit der Jugendlichen stellt innerhalb der umfangreichen Aufgaben der Erwerbslosenfürsorge überhaupt ein Sonderproblem dar. Für sie sind weniger die sozialwirtschaftlichen Schwierigkeiten der materiellen Lebensführung und Existenzsicherung, die die Erwerbslosigkeit der Erwachsenen im Gefolge führt, Objekt der Fürsorge und Bekämpfung, als vielmehr die sittlichen und beruflichen Gefahren einer längeren Erwerbslosigkeit. Mit bloßen Geldunterstützungen ist in der Fürsorge für die Jugendlichen noch weniger getan als in der Fürsorge



Werkkurse für Holzbearbeitung (Arbeitsamt Düsseldorf).

Neben diesen österreichischen Maßnahmen zur Schulung und Fortbildung Erwerbsloser gehen die Düsseldorfer Maßnahmen zum Teil in ihrem Entstehen ebenfalls bereits auf einige Jahre zurück. In Düsseldorf machte der Ruhrkrieg mit seiner plötzlichen und außerordentlichen Erwerbslosigkeit im Gefolge besondere Vorkehrungen notwendig, um die Erwerbslosen nutzbringend zu beschäftigen. Die Krise des Arbeitsmarktes, die rapide gegen Herbst des vorigen Jahres einsetzte, führte wiederum zu einer starken Ausdehnung der bereits bestehenden Einrichtungen. Einiges konnte darüber bereits in der oben erwähnten Schrift „Erwerbslose Großstadtjugend“ berichtet werden. Seitdem haben die Düsseldorfer Einrichtungen eine starke Erweiterung erfahren. Auf Grund der zahlreichen Anfragen über die heutige Entwicklung der Düsseldorfer Einrichtungen sah sich der Verwaltungsausschuß des Düsseldorfer Arbeitsnachweises veranlaßt, in einer weiteren Schrift über die Fortführung der Düsseldorfer Maßnahmen zur Schulung der Erwerbslosen zu berichten. Diese Schrift, die soeben erschienen ist, nimmt gleichzeitig zu den grundsätzlichen Fragen der Erwerbslosenbeschäftigung Stellung, zählt die Schwierigkeiten auf, die sich diesen Sondermaßnahmen entgegen-

der Erwachsenen. Der Aufgabenkreis ist komplizierter und berührt mannigfache Lebensgebiete. Er liegt in seiner Besonderheit darin begründet, daß die Erwerbslosigkeit der Jugendlichen eine ganz bestimmte, in der Entwicklung begriffene Altersschicht trifft. Die Folgen des durch Erwerbslosigkeit unterbrochenen Werdeganges des Jugendlichen können sittlich katastrophal und entscheidend sein für den ferneren Lebensweg eines jungen Menschen. Zu diesen moralischen Nöten treten dann die beruflichen Schwierigkeiten. Man kann heute erfahren, daß so mancher Jugendliche seit seiner Schulentlassung überhaupt noch nicht regelrecht gearbeitet hat. Auf die bereits jetzt fühlbaren Schwierigkeiten des fehlenden industriellen Facharbeiternachwuchses ist oft und genug hingewiesen worden, ohne daß bisher Wege zu einer ernstlichen Abhilfe gefunden wären. So ist die Aufgabe der Bekämpfung der Erwerbslosigkeit der Jugendlichen eine zwiefache, eine pädagogisch-jugendpflegerische und eine berufspolitisch-wirtschaftliche. Alle Maßnahmen, die diese Aufgabe lösen sollen, werden sich nach diesen Gesichtspunkten orientieren müssen. Die Beschäftigungsmaßnahmen sollen einen wertvollen Ersatz bieten für die ausfallende Zeit der beruflichen Ausbildung

und der tätigen, Werte schaffenden Arbeit. Nach außen hin und hinsichtlich ihrer betonten Absicht und ihrer den Jugendlichen vorgestellten Ziele sollten alle Einrichtungen den wirtschaftlichen Erfolg, die berufliche Ausbildung, den wirtschaftlichen wertvollen Arbeitsprozeß setzen. Daneben ergänzend, auf dem Wege der notwendigen Disziplinierung, muß sich der erzieherische Erfolg, Fleiß, Arbeitseifer, Pünktlichkeit und Zucht, einstellen. Keinesfalls soll, um Mißverständnissen vorzubeugen, mit diesen Schulungslehrgängen ein Ersatz für die normale berufliche Ausbildung gegeben werden. Die auch noch so erzieherisch wirksame und wirtschaftlich wertvolle Schulung und Fortbildung der erwerbslosen Jugendlichen in besonderen Lehrgängen wird niemals die Erziehung und Schulung des beruflichen Lebens und der tätigen Arbeit im Wirtschaftsprozeß ersetzen können. Aber es sind hier wertvolle Wege gefunden, die Zeit der Beschäftigungslosigkeit, die sonst nutzlos wird, wirtschaftlich fruchtbar zu machen, indem dem jugendlichen Facharbeiter oder dem Angestellten die Möglichkeit geboten wird, seine beruflichen Kenntnisse wachzuhalten oder wieder aufzufrischen und Neues, vor allem auch auf theoretischem Gebiete, hinzuzulernen. Die ungelernten jugendlichen Arbeiter erhalten eine Schulung in einfachen Grundtechniken der Werkzeugbehandlung, der Holz- und Metallbearbeitung.

Voraussetzung all solcher Maßnahmen zur Beschäftigung der Jugendlichen ist allerdings eine straffe Organisation und ein zielbewußtes Erfassen der sich bietenden Schulungsmöglichkeiten nach den Erfordernissen des Arbeitsmarktes, ein klarer, durchdachter und methodisch einwandfreier Arbeitsplan nach einem der ganzen Arbeit zugrunde liegenden Unterrichtssystem. Dabei muß man verstehen, wenn auch auf Zwang zum Besuche der Maßnahmen im allgemeinen nicht verzichtet werden kann, ein gewisses Maß freudigen und freiwilligen Mittuns der Jugendlichen zu erwecken. Schwierigkeiten bereitet immer die Auswahl der geeigneten Lehrkräfte, die ja nicht nur fachliche, sondern auch pädagogische Eignung aufweisen müssen. Das beherrschende Ziel und die ausschlaggebende Aufgabe des gesamten Unterrichts ist, dem Erwerbslosen durch die Schulung eine gesteigerte Qualifikation zum Zwecke einer schnelleren und vorteilhafteren Vermittlung zu geben. Die gesamte Frage der Erwerbslosenschulung ist eine Angelegenheit der Arbeitsmarktpolitik. Nur unter arbeits- und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten wird die Schulung der Erwerbslosen in Wirtschaftskreisen, deren Mitarbeit bei diesen Einrichtungen nicht zu entbehren ist, den notwendigen Anklang finden. Unter diesen Gesichtspunkten allein wird auch der erwerbslose Jugendliche seine Teilnahme an solchen Einrichtungen als wertvoll empfinden, ein psychologisches Moment, dessen Wichtigkeit äußerst hoch einzuschätzen ist. Daß aber tatsächlich dieses Ziel einer durch die Schulung gebesserten Vermittlung erreicht wird, ist nach den gewonnenen Erfahrungen trotz der in den letzten Monaten allgemein überaus geringen Aufnahmefähigkeit des Arbeitsmarktes erwiesen. Dieser arbeitsmarktpolitische Aufgabenkreis, der für die Beschäftigungsmaßnahmen Erwerbsloser hier erwächst, dürfte ausschlaggebend dafür sein, daß in erster Linie die öffentlichen Arbeitsnachweise mit ihrer Durchführung betraut werden.

Interessant ist die finanzielle Auswirkung einiger Erfahrungen, die das Düsseldorf Arbeitsamt mit seinen Schulungskursen gemacht hat. Das Arbeitsamt Düsseldorf verpflichtet grundsätzlich alle erwerbslosen Unter-

stützungsempfänger bis zu 21, bei Angestellten bis zu 25 Jahren zur Teilnahme an einigen der verschiedenen Fortbildungseinrichtungen. Dabei zeigt sich immer, daß ein bestimmter Prozentsatz, statistisch belegt ungefähr 20%, lieber auf die Unterstützung verzichtet, als den Zwang des Kursusbesuches auf sich zu nehmen. Diese 20% Erwerbsloser sind ihren Vermögensverhältnissen nach demnach offenbar so gestellt, daß sie, statt die Verpflichtung des Kursusbesuches zu erfüllen, eher auf die Unterstützung verzichten können, oder sie beziehen durch irgendeine Gelegenheitsarbeit ein regelmäßiges Nebeneinkommen, das über den Unterstützungsbetrag hinausgeht. Der Fachmann weiß, daß in einer Großstadt in Zeiten einer derart ausgedehnten Erwerbslosigkeit wie der heutigen es unmöglich ist, auch durch noch so vorzügliche und nachdrückliche Kontrolle, das tatsächliche Einkommen der Erwerbslosen festzustellen. Der außerordentliche Vorteil, den die Einrichtung der Kurse durch diese Erscheinung als eine Art Kontrollapparat der Erwerbslosenfürsorge erbringt, dürfte einleuchten.

Die großen finanziellen Vorteile, die vom volkswirtschaftlichen Standpunkt durch das Ausscheiden solcher Nebenverdiener erzielt werden, sind leicht zu berechnen. Berechnet man, was die Unterstützungsempfänger, die dann durch Nichtteilnahme an dem Unterricht aus der Fürsorge ausscheiden, an Unterstützung kosten, wenn sie weiter in der Unterstützung verbleiben würden, so ergeben sich Beträge, die weit größer sind, als sie zur Deckung der gesamten Kursuskosten benötigt werden. Man könnte geneigt sein zu sagen, daß allein dieser finanzielle Nebenerfolg der Kurse die Einrichtung derartiger Veranstaltungen zur Beschäftigung der jugendlichen Erwerbslosen rechtfertigt.

Dieser finanzielle Vorteil der Schulungsmaßnahmen ist es unter anderem jedenfalls auch gewesen, der die oberste Landesbehörde bestimmt hat, für die nächste Zukunft eine Erweiterung der bisher in verschiedenen Orten bereits bestehenden Beschäftigungseinrichtungen vorzusehen. Zu fordern ist allerdings, daß die zuständigen Stellen großzügiger als bisher mit der Gewährung der benötigten Mittel für die Einrichtung derartiger Veranstaltungen verfahren. Auch von seiten der Arbeitgeberschaft wird man eine stärkere Unterstützung des Schulungswerkes, das allgemein als wirtschaftlich wertvoll anerkannt wird, erwarten müssen. Ohne das Verständnis und die nachdrückliche Mithilfe der Wirtschaft sind tüchtige Erfolge nicht zu erzielen. Die größten Schwierigkeiten, die in der Einrichtung von Schulungslehrgängen auftauchen, sind meist die der räumlichen Unterbringung. In Düsseldorf ist die längst geplante und vom Verwaltungsausschuß befürwortete Erweiterung der Lehrgänge, besonders der wertvollen Holz- und Metallkurse, bis jetzt immer noch daran gescheitert, daß keine Werkräume für den Unterricht zu beschaffen sind. Die Versuche, geeignete Lehrstellen und Werkräume mit einigen Schraubstöcken bzw. Hobelbänken in einem der größeren industriellen oder handwerklichen Betriebe, die infolge der Wirtschaftskrise vielfach unbenutzt dastehen, zu erhalten, sind bisher leider gescheitert. Wenn es aber in Wien durch Entgegenkommen der Arbeitgeberschaft möglich ist, die Schulung der Erwerbslosen teilweise im Betrieb selbst vorzunehmen, so sollte sich doch wohl auch in Düsseldorf eine derartige Möglichkeit auffinden lassen. Die durch die Schulung gewonnenen Erfolge kommen ja in erster Linie auch der Wirtschaft selbst zugute. Andernfalls würde leider unter Umständen an der Raumfrage der Fortbestand bzw. die Erweiterung des Düsseldorf Schulungswerkes scheitern.

Im Zyklopenreich.

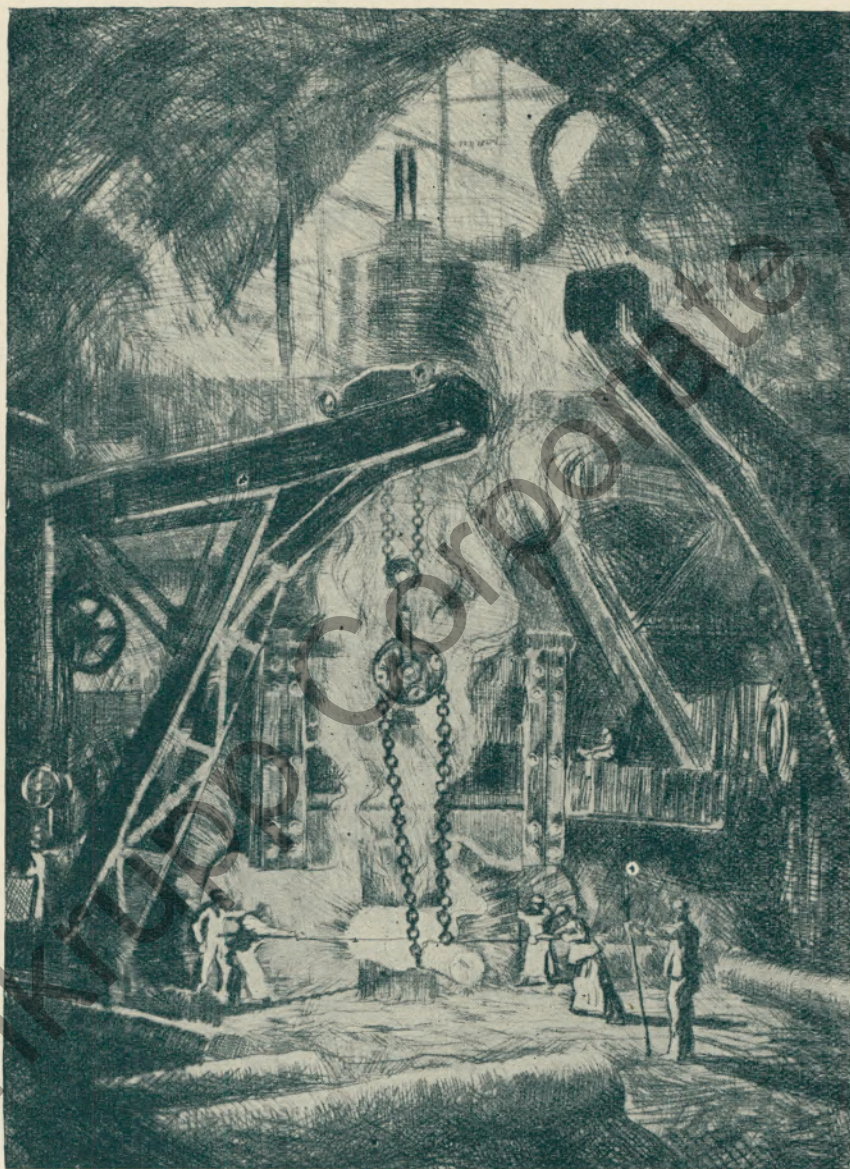
Von H. C. Jebens.

So unentbehrlich uns fast alle Metalle auf der Welt geworden sind, die Krone gehört dem urseheinbarsten, dem Eisen. Es dient allen Menschen und macht sie fähig, zu herrschen. Es ist kein Zufall, daß die größten wirtschaftlichen Zusammenballungen, die Vereinigten Stahlwerke und das Deutsch-Französische Eisenkartell, von Eisenhüttenleuten erdacht und verwirklicht worden sind. Aber auch, wenn man die Hüttenleute sich bei derartigen Verhandlungen vorstellt, die doch gewiß großzügig genug sind, wird man sie nicht in ihrem Element haben. Dazu muß man sie aufsuchen zwischen den Hochöfen, auf der Konverterbühne, neben der Blockstraße.

Wie verloren steht zwischen himmelstürmenden Winderhigern, Gasleitungen, in denen Eisenbahnzüge fahren könnten, und dem ewig quietschenden Schrägaufzug eine kleine Bude. Sie sieht nicht aus, als ob sie aus der Erde heraus und auf ihr gebaut wäre, sondern als hätte man sie wie eine Schachtel oben von der Hochofengicht hinuntergeworfen. Und da, wo sie hingefallen, ist sie liegen geblieben. Sie ist bedeckt und beklebt mit Staub, so dicht, daß man mit dem Finger Kanäle hineinbohren kann. Drinnen sind nur ein oder zwei Zimmer, nüchtern bis zur Trostlosigkeit. Tische und Stühle, Regale mit Eisenproben, Diagramme an Nägeln zu Bündeln aufgespießt, und was man ansaßt, knirscht von feinem sandigen Staub. An einer Wand ein langer Glaeschränk mit Diagrammschreibern, einer wie der andere. Alle kontrollieren irgend einen Vorgang, die Höhe der Ofenbeschickung, das Umsteuern des Gebläsewindes, seine Temperatur. Und dies ist das Herz des Betriebes, das winzig kleine Herz eines Betriebes, der

mit Menschenmaß schon kaum mehr etwas zu tun hat. — Ein Getöse ist um diese kleine Bude; ein Zusammengedröhne, Pfeifen, Sauchen, ein Gebrumm und Gepolter und ein gellen- des Zischen des Gebläsewindes durch die Düsen. Kein Laut läßt sich vor den anderen heraushören, sie mahlen alle zu einem Saufen zusammen im Ohr. Fehlt diesem Saufen auch

nur einen Augenblick der gewohnte Klang, so rast der Ingenieur zu einem seiner Hochöfen. Er hat es nicht gehört, aber er fühlt, er weiß, daß irgend etwas dort nicht in Ordnung ist. Da stehen die Schmelzer in der beißenden Glut über dem Abstich. Die Gießhalle zeigt im Feuerschimmer ihr eisernes Dachgerippe vor der dunkeln Nacht, aus dem Stichloch knallt und spuckt es, es ist zu weit aufgefliegen und will nicht wieder zugehen. Sechs Schmelzer arbeiten wie die Teufel an ihm herum. Werfen Eisenplatten über die Eisenrinne und Sand darauf, daß sie stehen können, mit Wasser in den großen Holzschuhen. Und die Stichlochstopfmaschine schwenkt herum wie eine Kanone, steckt ihren Rüssel in den Lämpel und fängt an, Lehm zu schlucken und Stopfen zu speien, hundert, zweihundert.



Zyklopen.

Radierung von Ruzier.

Ein Maschinengewehr, das mit Lehmklumpen schießt. Die Männer triefen von Schweiß, sie brüllen sich etwas zu, man kann sie nicht verstehen. Nur die Mäuler sieht man auf- und zugehen. Das übrige verschlingt der Höllenlärm des Ofens. Man spricht eine eigene Sprache dort. Ein paar Bewegungen mit dem Finger, die der Leie gar nicht sieht, und man hat sich darüber verständigt, daß der Hochofen 3 zu grau geht.

Dann fährt man mit einem Schreck zusammen. Denn direkt unter einem hat eine Lokomotive den Pfannenwagen

mit 30 Tonnen flüssigem Roheisen gepackt und zerrt ihn pfeifend davon. Ins Stahlwerk. „Kommen Sie.“ Wir klettern eine nasse, rostige Treppe hinunter und stapfen hinter der fahrenden Eisensuppe her. Sie schwankt durch die Nacht davon, und bei dem Rütteln über den Gleisstößen schwappt rechts und links Eisen und Schlacke über den Rand. Kraaaks macht es auf dem feuchten Erdboden, und der Besucher nimmt dankbar etwas Luchsführung mit dem führenden Ingenieur. Die Gegend wird ihm unheimlich.

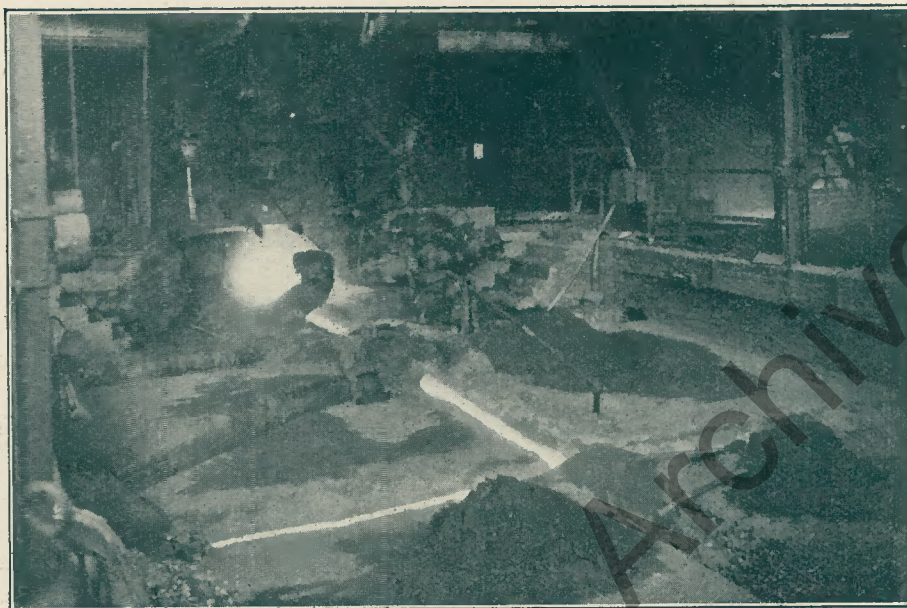
Aber es dämmert ihm, wie in einer Arbeit, die keine Ruhe kennt, die Millionen und Millionen Tonnen Stahl entstehen, die ein heutiges Industrieland herstellt. 1820 wurden auf der ganzen Welt erst 1,6 Millionen Tonnen Roheisen erzeugt. 1913 bringt es Deutschland allein auf fast 19 Millionen Tonnen. Es hat den Versailler Frieden mit

einem tiefen Sturz von dieser Höhe bezahlen müssen. Nur noch 5,6 Millionen Tonnen erzeugt es im Jahr 1919, um erst 1925 wieder die Höhe von 10 Millionen Tonnen zu überschreiten. Ähnlich verläuft die Stahlkurve. Man muß, will man den Vergleich mit Amerika vor Augen haben, die Zahlen zusammenstellen:

	Erzeugung an Roheisen und Rohtahl in Millionen To.		
	1913	1924	1925
Deutsches Zollgebiet	38,2	17,6*	22,8
Vereinigte Staaten	63,2	70,4	75,2
Welterzeugung ...	156	145	161

* 1920 = nur
12,4!!

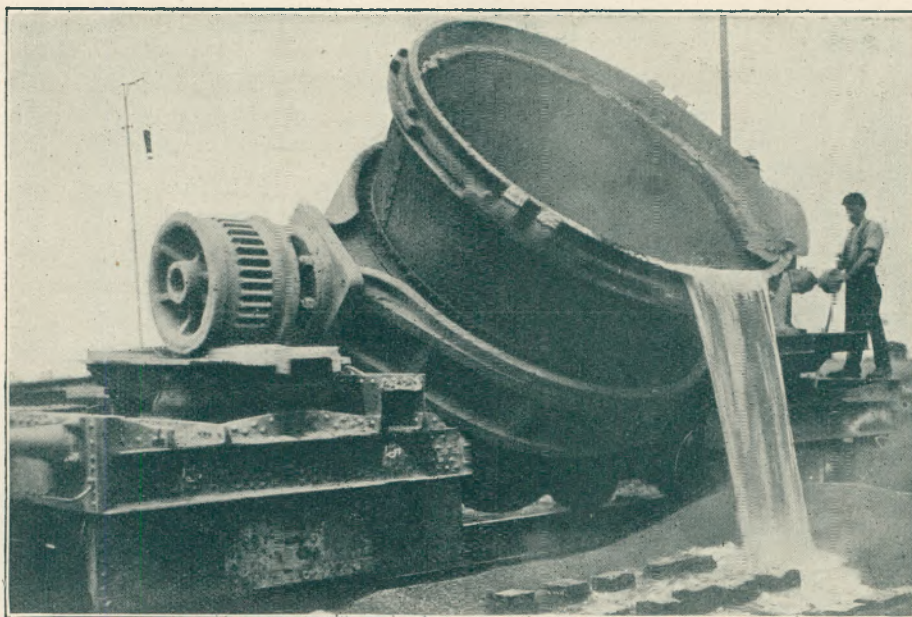
Was besagen diese Ziffern? Vor dem Krieg wurden auf der ganzen Welt 156 Millionen Tonnen Roheisen und Stahl erzeugt. Davon lieferten die Vereinigten Staaten allein 63 200 000 Tonnen! Deutschland folgte an zweiter Stelle mit über 38 000 000 Tonnen. In weitem Abstand kamen die übrigen Industrieländer: England, Frankreich, Belgien. Heute hat sich das Bild stark verschoben. Die Gesamtziffer beträgt 161 Millionen Tonnen, dazu trägt Deutschland nur mehr rund 22 Millionen Tonnen bei, während Amerika mit über 75 000 000 Tonnen fast die Produktionshälfte an sich gerissen hat. Die gesamten eisenerzeugenden Länder der Erde halten also gerade noch Schritt mit dem Industrieriesen der Vereinigten Staaten. Wem auch diese Zahlen nicht genügen, der mag es in Geld nachrechnen. In den 70er und 80er Jahren führten die Vereinigten Staaten erst für



Hochofenabfließ.



Im Thomas verk.



Gießen von Formsteiner aus Hochofenschlacke.

etwa 14 bis 20 Millionen Dollar im Jahr an Eisen- und Stahlerzeugnissen aus. 1913 sind es bereits für fast 300 Millionen Dollar, 1920 über 1,1 Milliarden Dollar.

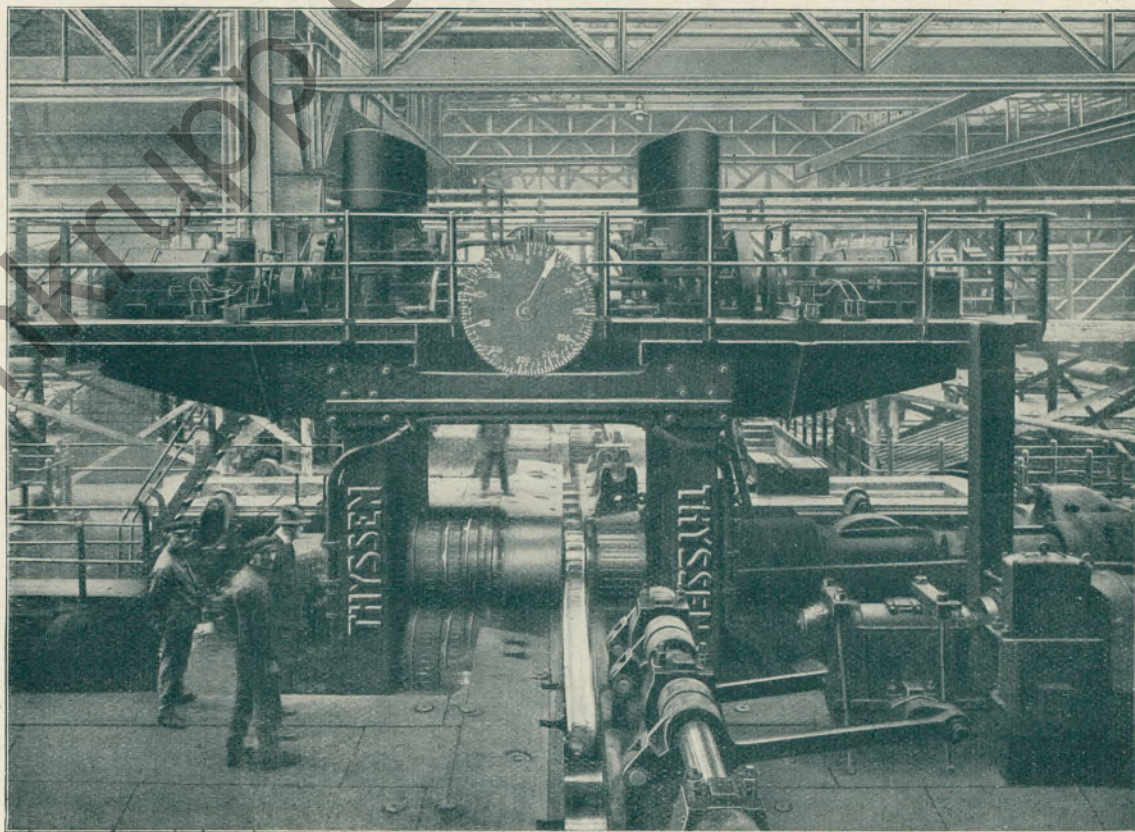
Es war zunächst nicht einfach, da drüben eine Eisenindustrie in Gang zu bringen. 1819 wurde in Virginien das erste Unternehmen gegründet. Als es halb fertig stand, kam Alexander und seine Stammesgenossen daher, und sie hackten es mit ihrem Tomahawk zu Kleinfeldern. Wo einen die Indianer in Ruhe ließen, gab's andere Schwierigkeiten, Arbeitskräfte fehlten, gewaltige Entfernungen, Umräder und wilde Ströme waren zu überwinden. Dazu kam der Mensch mit seinem Neid und seiner Eifersucht, der die stärksten Fesseln schmiedete, von einer Stelle aus, von der man es heute bestimmt nicht mehr vermutet: England. Es wünschte nicht im geringsten, daß in den Kolonien Industrien aufkamen, die ihm unbequemen Wettbewerb hätten machen können. 1651 erließ es das Navigationsgesetz, laut dem die Kolonien nur mit ihrem Mutterland Handel treiben durften. Man dachte drüben, England ist weit, und baute bis 1719 sechs Hochofen und 19 Hämmer. Aber die Nachricht

hiervon fand schnell den Weg über das Wasser, die englischen Hüttenbesitzer erregten sich heftig, und das Parlament verbot kurzerhand den Kolonien, Roheisen zu erzeugen und zu verarbeiten. Als die Wälder in England zu Holzkohle gemacht waren, und die Holzkohle zu den Hochofengichten hinausgebrannt war, merkte man, daß man zu viel verboten hatte. So schnell wuchsen die Bäume nicht nach, in Amerika standen sie in Urwäldern da. Also erlaubte man wieder die Roheisenerzeugung und verbot nur die weitere Verarbeitung. So ging es mit Maßnahmen und Gegenmaßnahmen hin und her. Schritt für Schritt eroberte sich der Amerikaner seine industrielle Freiheit. Bis zum letzten sorgte England für Hemmungen. Als es mit einer Strafe von 200 Pfund Sterling

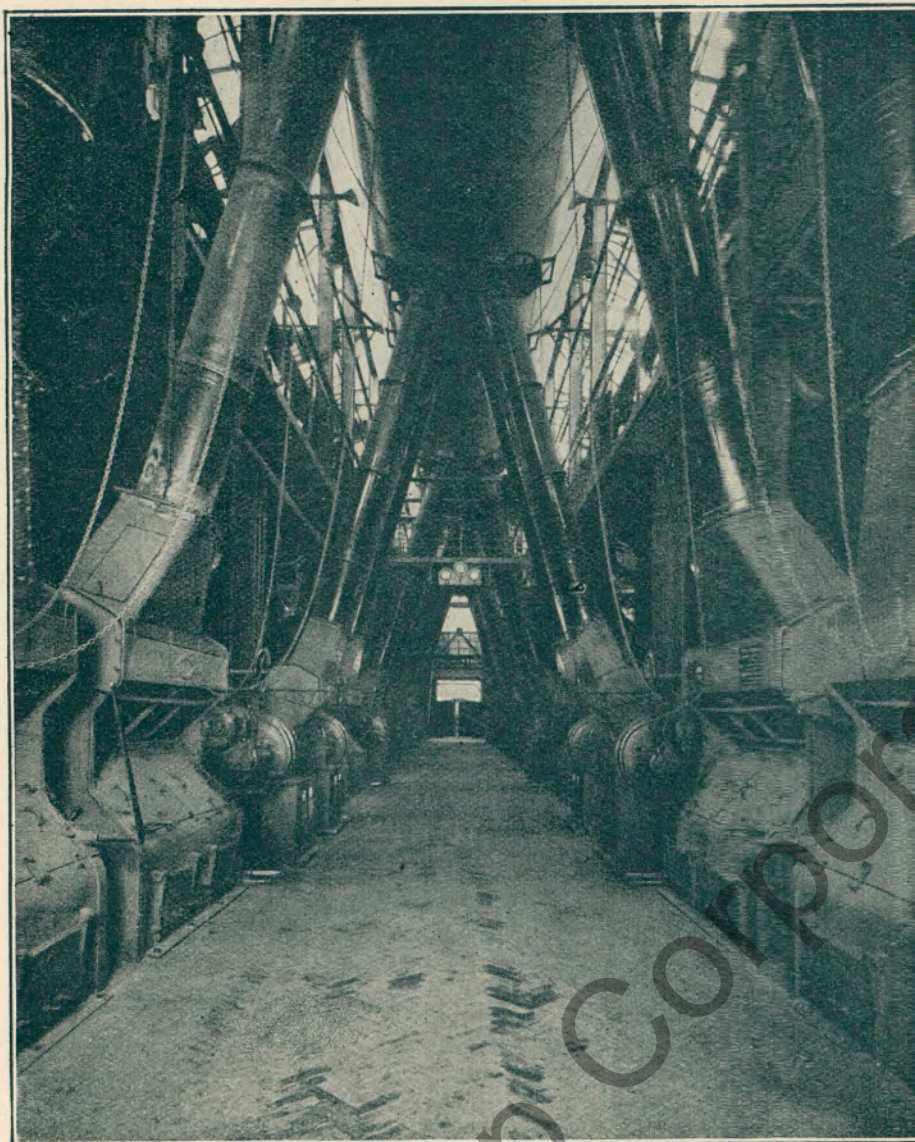
oder sofortiger Stilllegung den Betrieb von Stahlföfen, Walz- und Hammerwerken unmöglich machte, als ähnliche Maßnahmen für die Wollmanufaktur erlassen wurden, platzte die Bombe, und es kam zum Unabhängigkeitskrieg mit England.

Als das zwang zu der Selbständigkeit im Handeln und Denken, zu der Freude am Wagen, die wir mit der Vorstellung „amerikanisch“ verbinden. Man legte durch den Riesenkontinent Eisenbahnen von vorher unerhörter Länge. Und — man gründete Trusts.

Jeder wird über das Prinzip des Trusts einen andern Gedanken haben. Man kann aber sicher sein, daß beim Ameri-



Blockwalzwerk.



Zentralkesselhaus der August Thyssen-Hütte Hamborn.

kaner auch sein Gemeinsinn, seine Kameradschaftlichkeit dem Trübsgedanken Leben gab. Er wollte unwirtschaftliche Werke stilllegen, die gut eingerichteten Werke gleichmäßig beschäftigen, die Kraft jedes einzelnen entwickeln, statt sie durch Konkurrenzkämpfe zu ermüden. 1901 schon schloß Morgan die Stahlwerke der Weststaaten zum Stahltrust zusammen, der 1,1 Milliarden Dollar stark war. Ein derartiger Ring ist noch nicht wieder erstanden. Er ist der Ausdruck für das unerhörte Leben, das in der amerikanischen Schwerindustrie pulst. Hochöfen in einfachster, billigster Konstruktion, jedes Kilogramm Eisen daran gespart, nur die Kampagne durchhaltend in einem mörderisch angespannten Betrieb, dann sofort abgerissen und besser wiederhergestellt. Arbeitsparende Fördermittel in den Stahlwerken, die großenteils ohne Halle und Dach unter freiem Himmel stehen. Laß es drauß regnen und rosten. Ein Dach ist unrentabel. Und dabei ein fortwährendes Herumwandern des industriellen Schwerpunktes von Osten nach Westen.

Als die Erze am Oberen See beliebt werden, zieht die Industrie um nach der Küste des Erie-Sees. 1870 wird

Chicago Eisenmittelpunkt. 1896 beschließt der Morgantrust, am Michigan-See eine Hütte von 16 Hochöfen, 84 Siemens-Martin-Öfen von je 60 Tonnen Inhalt, 6 Walzwerken zu bauen. Vorausschlag 75 Millionen Dollar. Für die Werksangehörigen wurde gleich eine Stadt dazu gebaut. Sie heißt Gary. Sie wurde für 50 000 Einwohner bemessen, aber gleich auf einen Zuwachs auf 300 000 Seelen hin angelegt.

Solche Anlagen konnten selbstverständlich nur auf der Grundlage ungeheurer Naturschätze entstehen. Es ist das Dreieck zwischen der kanadischen Grenze, dem Mississippi und Rainy Lake. Die Eisenerzlager fallen da flach ein in Ablagerungen von 28, 70, ja 120 Meter Mächtigkeit. Einige davon haben nur wenig Abraum über sich, wie unsere mitteldeutschen Braunkohlevorkommen, und werden in ähnlicher Weise durch Bagger und, wo notwendig, Sprengungen abgebaut. Daß die Verfrachtung über die riesigen Seen ebenfalls in technisch vollkommener Weise erfolgt, ist selbstverständlich. Es sind ja eigentlich kaum noch Seen, sondern Meere. Erzdamper von 10 000 Tonnen und mehr dienen dem Verkehr. Sie werden in kürzester Zeit aus Füllschneuzen beladen. Ebenso rasch erfolgt das Ausladen, das dem Techniker manche Kopfschmerzen verursacht hat. Der Dampfer legt kaum am Kai an, da beginnt das Ufer rein besessen zu werden. Es ist, als ob sich dreißig Spinnen in voller Aufregung

auf eine gemeinsame Beute stürzen. Aus Kränen und Baggern beginnt ein Kraken, Schuppen, Saugen und ein Lärm sondergleichen, das Schiff verschwindet unter einer Wolke von Erzstaub. Aber zwischen Sonnen-Auf- und Untergang ist es leergefegt.* 10 000 Tonnen Eisenerz sind ins Hochöfenwerk gewandert. Über eine solche Zahl lieft man leicht hinweg. Aber man wird ihr gerecht werden, wenn man einen Augenblick an eine gemütliche deutsche Eisenbahnstation denkt, auf der einsam und gelangweilt ein Kohlenwagen von 20 Tonnen steht. Drei Mann mit ihren Schippen machen sich über ihn her, und auch er wird zwischen Sonnen-Auf- und Untergang leer. Aber, wie Rudolf Steinach schon so ungemein richtig bemerkte, es ist doch etwas dran an der Aktivitätstheorie.

In der ganzen Welt gibt es nur noch ein zweites Industriegebiet von gleich mächtigem Ausmaß: das Ruhrgebiet. Es ist selbstverständlich, daß nur die dortigen Hüttenmänner die verstreigten Stahlwerke zusammenbringen konnten, die selbst

* Für eilige Fälle beträgt der Rekord für einen 12 700-Tonnen-Dampfer: beladen in 16½ Minuten; entladen in 4 bis 6 Stunden.

dem Amerikaner Hochachtung einflößen. Mit 800 000 000 R.-M. Aktienkapital ist dieser Deutsche Stahltruss aufgebaut, der aus 151 Schächten Kohle fördert, 30 Kokereien, Erzfelder von etwa 650 000 000 Tonnen Eisenerz Inhalt, 21 Hochofenwerke mit 79 Hochofen ($\frac{2}{3}$ der deutschen Hochofen) sind ihm untertan. Seine Jahreserzeugung kann er auf 10 000 000 Tonnen Roheisen bringen, die er in 36 Thomasbirnen und 127 Siemens-Öfen zu 8,2 Millionen Tonnen Stahl verarbeiten kann. Gewaltige Rohstoffmassen müssen in diesem Programm bewegt werden. Dem dienen 411 Regelspurlokomotiven und 10 000 Eisenbahnwagen auf 1244 Kilometer Gleis. In 8 Häfen entladen Kohle- und Erzdamper ihre Last. 15 000 Beamten und 170 000 Arbeitern gibt er Brot und bringt sie in seinen 52 000 Werkswohnungen fast vollständig unter.

Wir haben es verlernt, daß Zahlen uns schwindeln machen. Vor 30 Jahren hätten sie es vielleicht noch vermocht. Die Technik hat es uns abgewöhnt. Denn sie lehrt uns täglich, daß wir immer nur am Anfang stehen. Die Tinte unter dem Vertrag der Vereinigten Stahlwerke war kaum trocken, da legten die deutschen und französischen Eisenhüttenleute schon den Grund zum ersten europäischen Eisentruss.



Verladebrücke der August Thyssen-Hütte im Hafen Schmelgraben.

Der, welcher spricht, was wirklich in ihr ist, wird auch Menschen finden, die ihm zuhören, wären die Hindernisse auch noch so groß.

Wer gekämpft hat und wäre es nur mit Armut und harter Arbeit, wird stärker und kundiger erfunden als derjenige, welcher der Schlacht fernblieb und sich vorsichtig zwischen den Proviantwagen verding.

Kein Mensch, der etwas Namhaftes in dieser Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn unter dieser Bedingung: „Ich will es vollbringen oder sterben“.

Carlyle, „Arbeiten und nicht verzweifeln“.

Wille und Erfolg.

Von Paul Hoche.

Der starke Wille gehört zweifellos zu den wertvollsten Gütern. Jene Menschen sind nicht selten, denen es nicht an glänzenden Gaben mangelt, die etwas Tüchtiges gelernt haben und leisten könnten, die aber eins nicht vermögen, ernstlich zu wollen und die daher im Leben doch nicht vorwärts kommen. Umgekehrt gibt es wieder andere, die trotz geringer Begabung und unter schwierigsten Verhältnissen doch in die Höhe steigen, weil sie es verstehen, zu einem bestimmten Ziele hin auch dauernd ihre Kräfte anzuspannen. Das oberflächliche und gedankenlose Urteil rechnet in solchen Fällen gern mit Glück und Unglück, überhaupt mit dem Zufall; wer jedoch tiefer blickt, wird bald innerwerden, daß Erfolg und Mißerfolg in der Regel im stärkeren oder schwächeren Willen begründet sind.

Der ganze Mensch steht und fällt tatsächlich mit seinem Willen. Mit ihm lenken wir in der Tat unser Leben wie der Steuermann sein Schiff. So ist auch das Dichterwort zu verstehen: Dir ist beschieden dein Geschick, doch selber kannst du's lenken.

Der Begriff Wille bedarf noch einiger Erläuterungen. Er muß zunächst mit einer klaren Einsicht verbunden sein. Wer will, muß doch vorher darüber klar sein, was er erstrebt. Er muß seinen Verstand gebrauchen, scharf nachdenken, die Verhältnisse überlegen, den Beziehungen nachgehen, die Folgen bedenken. Wer reiflich überlegt, hat sich die erste Voraussetzung für den starken Willen geschaffen; er wird das angenehme Gefühl haben, daß es zum Wollen lohnt. Einsicht und Wille bedingen sich demnach. Im praktischen Leben bleibt eins ohne das andere wertlos. Zum zweiten bedarf's der Festigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer. Es fehlt nicht an Menschen, die sich dann und wann einmal zum starken Wollen aufschwingen, heute und morgen einen starken Anlauf nehmen, aber nicht aushalten. Es geht ihnen wie dem Jüngling in der Gellerschen Fabel: Sie wagen auf der Bahn der Jugend einen Schritt und sehn darauf nach ihren Lüsten und nehmen ihre Lüste mit. Beschwert mit solchen Hindernissen, weicht bald ihr träger Geist zurück, und auf ein sinnlich Glück beflissen, vergessen sie die Mühe um ein unendlich Glück!

Wer starken Willens werden will, der kann nicht immer Rosenpfade gehen; er wird vielmehr in die Lage kommen, das Angenehme zu meiden und das Unangenehme zu tun. Ein starker Wille ist undenkbar ohne dauerndes Selbstbefriedigen und -besiegen. Wer es nicht fertig bringt, auf einen flüchtig lockenden Genuß mit Leichtigkeit um eines höheren Zieles willen zu verzichten, wird kein Mann des starken

Willens werden. Zum dritten ist's erforderlich, daß der starke auch ein reiner Wille sei. Oft macht man im Leben die Beobachtung, daß brutale Kraftnaturen, die sich über ihr Handeln keinerlei Gewissensregungen hingeben, als starke Willensmenschen angesehen und gefeiert werden. Solche Leute können nicht unser Ideal sein. Sie bleiben einseitige Naturen und ihr starker Wille sogar bedenklich. Auch der stärkste Wille kann niemals los von der Bindung an die ewigen Sittengesetze, und erst durch die Moral kann er immer seine höchste Weihe finden. Das mag in der heutigen Zeit nötiger zu betonen sein als je. Denn in den letzten Jahren

sind die ethischen Maßstäbe so sehr geschwunden; man glaubt zu leicht: erlaubt ist, was gefällt; was hier heißt: was nützt. Wer robust seine Ellenbogen gebraucht und skrupellos über niedergeworfene Existenzen wegschreitet, mag wohl zu materiellen Erfolgen kommen, aber rechtes Glück erreicht er nicht.

Der starke Wille ist zum großen Teile Sache der Erziehung, wenngleich freilich Neigung und Anlage stark mitbestimmen. Sehr viel kommt es hierbei mit auf die Selbsterziehung an. Daher soll auch die planmäßige Erziehung der Jugend mehr als bisher auf den festen Willen hinarbeiten. Es wird selten Eltern geben, die nicht wünschen, daß ihr Kind etwas Tüchtiges lerne, die seine Anlagen sorgfältig ausbilden lassen, die aber merkwürdig wenig Gewicht auf die Charakterbildung legen. Und doch ist der feste, reine Charakter das Primäre, das

Grundlegende fürs spätere Leben. Ohne ihn kann die lebensstüchtige Persönlichkeit nicht heranreifen.

Man kann das Thema kaum verlassen, ohne des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit zu gedenken. Was ihm heute bitter nottut, ist ein starker, reiner Wille. Unsere Rettung kann nur vom Willen der Gesamtheit kommen. Alle Glieder unserer Nation müssen vom Willen des Auftriebs durchdrungen sein, vom Willen zur Volks- und Staatseinheit, zur echten, opferbereiten Staatsgesinnung, vom Willen zur Arbeit, zum sozialen Denken, vom Willen zu den deutschen Tugenden. Schwer lastet die Not auf dem Volke wie den einzelnen. Schon manchmal hat gerade die Not Einsicht und Willen geboren. Wenn unsere Zeit eine ähnliche Wirkung hervorbringt, wollen wir's der Not danken, daß sie mal beugte, schüttelte und rüttelte, manches Unreife wie ein Sturm abwarf und zu neuen, lebensstüchtigen Menschen machte. Allein das kommt nicht von selber, fällt nicht in den Schoß, sondern dazu müssen wir aus uns selbst heraus den starken und reinen Willen mitbringen.

An das Neue Jahr.

Wir bitten dich, du neues, junges Jahr:
Sei du uns mehr, als uns das alte war!
Nach sattem Regen gib uns Sonnenschein,
Damit die Saat zur Ernte kann gedeihen!
Gib allen Menschen Arbeit, Lohn und Brot
Und nimm von uns die lange, bittere Not,
Die unsre Herzen drückt wie schweres Blei:
Daß arbeitslos bald nicht mehr einer sei!
Gib allen auch ein schützendes Gemach!
Halt deutsche Art und deutsche Sitten wach!
Befreie du die deutschen Lande doch,
Die heut noch stöhnen unter fremdem Joch!
Erfülle alle Herzen mit dem Geist,
Der uns den Weg zur neuen Höhe weist!
Und laß aus allen Nöten, allen Weh'n
Herrlich mein Deutschland wieder aufersteh'n!

G. C., Bochum (arbeitslos).

Eine Nacht in der Toten Stadt*.

Von Heinz Oskar Schönhoff.

Dort, wo die Ausläufer der gewaltigen vorderasiatischen Gebirge, des Pamir und Altai, sich — wie riesenhafte, verkrampfte Finger einer Totenhand — in die schauerlich-trostlosen, salzigen Flugandwüsten Turkestans wühlen, liegt sie, die uraltsagenhafte Stadt.

Nicht schroffer, unzugänglicher Felsgrat hütet ihre Tore, nicht dornbuschdurchstrickter Urwald umspinnt die Wege zu ihr. . . . Doch um sie weben — lautlos mit blutigen Händen — die Geister der Sagen und uralten Berichte, wenn — tiefrot brennend — der schweigende Mond aus dem stetig rieselnden Sande der wasserlosen Wüste Kizil-Kum heraufwächst durch die atembeklemmenden Nächte, und die hellen Kuppeln der zahllosen Minarets und Moscheen gleich bleichen Totenschädeln — weiß mit tiefschwarzen Schatten — der endlosen Wüstenferne entgegenstarren. —

Nichts von all diesem ist zu spüren, wie ich jetzt — bei hellem Sonnenschein und lastender Nachmittagschwüle — diese Stadt, das vielumkämpfte Samarkand, erreichte. Schon liegt die trostlose Bahnfahrt durch die wehenden Salz-Sandstrecken der Kara-Kum (südlich des Flusses Amu-Darja gelegene Wüste) einige Tage hinter mir und das geschäftige Leben und Treiben der Stadt Buchara, die reiche, saftgrüne Pflanzenwelt des Flusses Sarafshan und seiner zahlreichen Bewässerungskanäle stimmen freundlich und hell. Auch hier in Samarkand: dasselbe rege, laute Hin und Her, die engen, teilweise mit Menschen und Tieren vollgepfropften Straßen, die bunten Verkaufsstände mit ihrem farbigen Vielerlei aus West und Ost durcheinander; braune bis schwarzbraune Gesichter unter weißen und farbigen Turbanen, hohen und niedrigen Fellmützen. — Nichts von all dem Gespenstischen, Sagedurchwirren, Jahrtausendeumwobenen, davon mir berichtet worden.

Mein Gastfreund schüttelt lächelnd den Kopf über meine Worte solcher Enttäuschung: „. . . hier die „neue“ Stadt? Die ist noch zu jung. Was du suchst — — dort drüben . . . (er weist mit einer wenig bestimmten Handbewegung in die Richtung der Kizil-Kum), geh, suche es dort, wo die Menschen schweigen und nur die Trümmer reden. . . . Die Trümmer und der Sand der Wüste, der nimmer rastet.“

Der Nachmittag des dritten Tages fand mich auf dem Wege nach jener Stätte. Begleitung hatte ich — trotz manchen Kopfschüttelns — ausgeschlagen, denn wenn es

dort wirklich so war, wie man es mir beschrieben, wollte ich allein sein. . . . und schließlich: ich ritt ja ein gutes und schnelles Maultier, hatte meinen Kompaß und war nicht mehr fremd gegenüber den Ansprüchen und Gefahren dieser Gegenden.

Ob ich es mir trotzdem zu einfach vorgestellt? Eine Stunde — — noch eine . . . auf den sandigen Bodenwellen kommt mein Reittier langsam nur vorwärts . . . die Sonne brennt . . . länger und dunkler werden die Schatten. . . . Aber umkehren? auf halbem Wege?? Nein, und vorwärts!! Da schauen ja auch schon — grau und verschwommen — irgendwelche Mauerreste aus dem Dunst der Weite herüber: die Tote Stadt, die weiten, weiten Trümmerstätten jener einst mächtigen und blühenden Samarkande, von denen das Sagen sich hineinverliert in die ersten nebelhaften Fernen unserer geschichtlichen Überlieferungen; die aufwuchsen, erstarkten zu gewaltigen Fürstenresidenzen und Festungen, dem Stürmen der Eroberer aus Süd und West und Ost trohten — lange und siegreich. — — Und endlich doch fielen, gefressen wurden von Feuer und Schwert, verödeten, verfielen auch dem Vergessen. . . . Bis ein neues, starkes Geschlecht, eine wagemutige Hand eine neue Stadt errichtete und wachsen und aufblühen ließ. . . . Doch nicht auf den alten Trümmern, um welche die Geister der Getöteten ihr Wesen treiben, sondern auf neuem Grunde, auf neuer noch unentweihter Erde. — — Bis auch die neue Stadt fiel vor Feuer und Schwert, wie manch andere, die ebenso nach ihr entstand . . . zu gleichem Schicksal. So wurde — langsam im Wechsel der Jahrtausende — aus all den Versinkenden die Tote Stadt. Langsam, doch stet bröckeln ihre Trümmer nieder und der eintönig singende Wind trägt den feinen salzigen Sand der Kizil-Kum aus den Fernen herüber. Der rieselt . . . rieselt . . . stetig und leise . . . durch die Jahrtausende . . . und schüttet es langsam, langsam zu, dieses riesenhafte Grab; wie die rastlos rinnende Zeit die großen Namen, welche um diese schweigende Stätte ziehen: Alexander der Große, Dschingis Chan, Timur . . . und alle, alle die anderen.

— Nun bin ich schon manche Stunde zwischen diesen stummen Resten aus längst, längst versunkener Völker und Zeiten Größe. Grabesstille rings. Stille des Todes. . . . Selbst das Aufplattern der schwarzen Geier dort drüben, oder das Forthuschen eines wachsamem Wüstenfüchseins raschelt auf wie gestorben und fällt jäh und tonlos in das Grabeschweigen hinab. Der harte Schritt meines Reittiers prallt wie das Klappern dorrer Gebeine gegen die bröckelnden Mauern. Reglos, mit leeren Fensterhöhlen, weit offenen schwarzen Bogentoren mir entgegenstarrend, wie gebleichte Schädel, stellen sich verfallene Paläste, eingestürzte Tempel und Moscheen, niedergeratene Minarets wehrend in meinen Weg: „. . . was suchst du hier?!! Was trägtst du das Wesen der Menschen um dein winziges Erdenleben her in unser jahrhundertlang-langsam Sterben?!!“ Und die letzten Reste verbrannter, gestürzter Ringmauern kriechen wie dürre Knochenarme am Boden lang, um nach den vorwärtstrebenden Schritten zu haschen.

Unders ein jedes . . . und doch — — hier im Tode gleich — — alle, alle gleich — — stehen Hütten und Häuser, Karawanensereien und Minarets, Paläste, Tempel und Moscheen endlos-endlose Wege lang um mich her . . . Wege, die kunstvoll farbiger Rachselschmuck, jahrhundert-

* Die von Professor Koslow geleitete russische Chara-Choto-Expedition erforschte im Frühling und Sommer dieses Jahres das Fluggebiet des Gissin-Gol, die Ruinen der toten Stadt Chara-Choto und das Gebiet der ausgedehnten Oase, die zur Zeit ihrer Blüte über 50 Kilometer im Umkreis bedeckt. Die Stadt ist von hohen Mauern mit festen Bastionen und Torwegen umgeben. In den Straßen herrscht ewige Stille. Nur die Sandwogen der Wüste Gobi bewegen sich in mächtigem Drang gegen die Stadt, und an einigen Stellen sind die gewaltigen Mauern an der Außenseite schon eingeebnet mit der Wüste. Die neuen Ausgrabungen in der alten Hauptstadt des ausgestorbenen Volkes mit Namen Gisi-Gissa lieferten reiches und wertvolles Material. Unter einer dünnen Sandschicht fand man Statuen von buddhistischen Heiligen, über zwanzig Plastiken in Ton, die menschliche Gestalten mit ungewöhnlich lebendiger und verschiedenartiger Mimik darstellen. Eine große Anzahl mannigfachster Hierate und Reliefs auf den zerstörten Gebäuden verkündet die einstige Schönheit der Stadt. Auf den Straßen und in den Höfen der Häuser, die vielerorts mit Sand bedeckt, an anderen Stellen wieder vom Winde freigeweht waren, lagen verstreut Glas- und Steinperlen sowie Münzen. Bei den Ausgrabungen fand man kupferne, eiserne und goldene Gegenstände und, was besonders wertvoll, ein vollständig erhaltenes Menschenskelett in vorzüglichem Zustande.

alte Meißelarbeit, schneidende Reste künstlichster irdener Gefäße — in Staub und Scherben zerfallend — dicht bedecken; dicht, wie der geschäftige, rastlose Wüstenand, der rinnt und raunt und rieselt und nimmer rastet.

— alle, alle gleich — im Tode. . . Ich weiß es nicht mehr: sind es dieselben Ruinen, dieselben abgebröckelten goldenen Inschriften — — oder schon andere? Gehe ich dieselben Wege im Kreise, die ich eben schon durchmessen, oder führen sie mich weiter . . . weiter . . . immer weiter . . . in die gestorbenen, sterbenden Jahrhunderte und Jahrtausende hinein? Vergessen sind Kompaß und alle sonstigen Hilfsmittel meiner Zeit. Ich ziehe, ziehe, ziehe die endlosen, immer gleichen scherbenbedeckten Wege zwischen reglos starrenden Fensterhöhlen lang und höre nichts, weiß nichts als das leise, stete Rieseln des immer gleichen, unendlich einförmigen Wüstenandes.

Langsam und stetig wachsen rings die Schatten. Tiefer sinken die versfallenen Mauern und Bogen in steigendes Grau. . .

— Doch plötzlich wachen die Trümmer um mich, die Ruinen auf . . . kriecht es langsam wie blutiger Feuerchein an ihnen empor — — über sie hin — — weit über sie hinauf bis an den dunstverhangenen Himmel — — steht wie ein lodrender Brand über der fernen, fernen Wüste — — steht: rot, breit und brennend . . . und verblaßt langsam zu flackerndem Schwefelgelb, um dessen hart-grellen Streif ein tief-stahlblauer Schatten, gleich einem halbgeschlossenen Tore säumt. . . Und langsam, kaum merklich, schließt sich der Torflügel: fester und fester, sinkt tiefer und tiefer . . . langsam, kaum merklich, verblaßt das Schwefelgelb zu stillem, metallischem Meergrün . . . Stahlblau. — — Nun schließt sich der dunkle Torflügel und breitet leise phosphoreszierende Dunkelheit über die Erde. . . Mit ängstlichem Flattern fällt ein Schwarm großer, schwarzer Vögel auf den zerackten Resten eines alten Turmes ein. . . Es ist Nacht . . . Nacht — — auch in der Toten Stadt, — — und ich in ihr allein. . . Verirrt!

Ich war mir bald darüber klar, daß es jetzt im Dunkeln unmöglich sei, den Rückweg zu finden. Noch gleichförmiger, noch unkenntlich-rätselhafter standen nun, in der Nacht, die gespenstischen Ruinen ringsher und die mit Scherben und Trümmern übersäten Wege machten jeden Schritt unsicher oder gar lebensgefährlich, wie mich ein extrohter Versuch — bei dem mein Reittier stürzte und sich den Fuß vertrat — belehrte.

Was war zu tun?! Ich mußte mich wohl oder übel darauf einrichten, die Nacht hier zu verbringen. Ganz in der Nähe bot ein kleines halbversallenes Gebäude notdürftig Schutz. Ich band mein Reittier im Hofe unter einem Dachreite an und kauerte mich in einem Winkel zusammen, so daß ich den Hof und die nächstliegenden Gebäude überblicken konnte. Gewohnheitsmäßig legte ich mir auch meinen Revolver (den ich dort stets bei mir trug) zur Hand. Die Hitze des Tages und der weite Ritt hatten mich ermüdet; langsam dämmert Wachen hinüber in unruhigen Halbschlaf. . .

Ein Rascheln . . .! Ist es Traum, ist es Wachen . . .? Ich fahre hoch und lausche. Nichts . . .! Aber der Mond muß im Aufgehen sein: irgendein rötliches unbestimmtes Scheinen verwischt die Umrisse ringum und der kaum wahrnehmbare Schatten des Minarets dort hinten langt wie ein endloser Geisterarm gerade auf meinen Winkel zu. Da . . .! — — nein! — — doch!! Wieder das leise Rascheln! Mein Reittier schnaubt ängstlich einmal im Hofe auf — — dann wieder die drückende, seltsam tote Stille. Ich mache unbewußt eine Bewegung. Blichschnell, lautlos huscht in einiger Entfernung von mir etwas Dunkles auf und verschwindet spurlos in dem

Schattenarm des Minarets. Ich spähe und lausche angespannt. Die Stille ist reglos und klingt. Ich stehe auf, um nachzuschauen. Da — — um meinen Kopf — — aus allen den schwarzen Ecken und Winkeln meines Unterschlupfes: ein Aufhuschen, Flattern, Flirren. . . Jäh, wie es gekommen, ist es wieder fort. Nichts zu entdecken. Ich hocke in meinen Winkel zurück, aber an Schlafen ist nicht mehr zu denken. Der Schein draußen wird um ein wenig stärker; der Schattenarm langt näher zu mir her. . . Und plötzlich werde ich gewahr, wie aus ihm hervor eine kleine schwärzlich-dunkle Gestalt sich mir kriechend nähert. Ich reiße den Revolver hoch und gebe Feuer. Donnernd in tausendfachem Nachhall verrollt das Echo des Schusses und scheint sich immer weiter durch die tote Stadt fortzupflanzen — — ins Endlose. Die Gestalt ist spurlos verschwunden . . . und nur ein schauriges Kreischen und Heulen flackert rings durch die öden Trümmerstraßen hin und erstirbt zwischen den Ruinen. . .

Richtig, es ist der Mond! Immer stärker steht das Scheinen jetzt auf. Immer tiefer und schwärzer aber werden auch die Schatten und begraben alles in ihrem Bereiche in dieser Schwärze. Und aus der herauf erwacht wieder jenes unheimliche, geisternde Flattern und Schwirren; doch es bleibt in den schwarzen Schatten verborgen. Nichts ist zu erspähen. Mir wird es unbehaglich und eng zwischen dem Gemäuer. Ich stehe auf, um in die Mondhelle hinauszutreten. Da — — wie ich gerade durch den Schatten schreite, streift etwas Kaltes, eigenartig Wesenloses an meiner Stirn hin. Ich greife danach: . . . die Hand ist — — leer. Nur kalter Schweiß perlt in großen Tropfen. Irgendwo — — hinter mir — — im Dunkel — — wispert es leise — — höhnisch. — —

Jetzt kann ich den Mond erblicken. Weiß, reglos, kalt hockt er auf der Zinne eines alten, geborstenen Festungsturmes, eines jener Türme, von denen in früheren Zeiten die zum Tode Verurteilten hinabgestürzt wurden. Ganz weiß und schattenlos erscheint er mir. Ich mag nicht hinsehen; wende mich ab und blicke gerade auf einen grell beschienenen Weg, der messerscharf in die gähnende Schwärze eines hohen Bogentores hineinschneidet. Mitten in der Helle hockt — unbeweglich — eine große, schwarze Gestalt und starrt aus grünleuchtenden Augen reglos zu mir her. Ich kann diesen Blick nicht ertragen. Sinnlos reiße ich den Revolver hervor und gebe in der Richtung Feuer. Ich höre die Kugel hart gegen das Mauerwerk aufprallen, sehe Steinsplitter und Staub umherfliegen. — — Das Scheusal mit den glühenden Augen ist spurlos verschwunden. Nur aus den schwarzen Tiefen des Torbogens hervor bricht ein gelles, schauriges Lachen — so grell, so mißtönend gräßlich, daß das Blut erstarrt — — pflanzt sich fort durch die Tiefen der Toten Stadt und verklingt weit drüben in einem hundertstimmigen dämonischen Geheul und Gewinsel. . .

Ob sich dies alles nur einmal ereignet — — oder vielleicht? . . . Auch solch eine Nacht geht einmal zu Ende . . . doch Zeit und Maß und Erinnern verschwimmt dem, der sie überstand. Als mich mein besorgter Gastfreund mit seinen Leuten früh am anderen Morgen auffand, waren sämtliche Patronen meines Revolvers verschossen. . .

Und wieviel man mir auch die Geschehnisse dieser Nacht — nüchtern und sachlich — mit Fledermäusen, Schakalen, Hyänen und sonstigen Tatsächlichkeiten zu erklären versucht. . . Die tote Stadt hat mit mir in ihrer Sprache geredet . . . und diese Sprache können auch nüchternste und logischste Deutungen nicht umdeuten. Sie steigt aus der Jahrtausende Dunkel und weckt den Eiseshauch der endlosen Versunkenheiten um jenen, der sie zu belauschen wagt — — daß er es dann nimmermehr vergißt. . .

Volk ohne Raum.

Eine Neujahrserinnerung aus dem armenischen Hochlande von W. Debus.

Ein Talkessel im zilizischen Hochgebirge. Rings emporwuchsende Felswände schneiden einen unregelmäßigen Sternenteppich als Deckenzier aus dem Himmel. An die Hänge geklebt Lagerfeuer. Qualm und tanzende Funken taumeln aufwärts in das unergründliche Dunkel asiatischer Nacht. Widerschein der Flammen zuckt über wirr verstreute Lagerstätten, aus bunten Decken und farberblindeten Lumpen, zwischen denen Kinder nackt gebettet liegen. Schlafend haben die Kleinsten die Hände an den Säusten geballt, wachend starren die Größeren in die knisternde Glut.

Aus den Augen, die ein ungeheures Grausen den Träumen der Kindheit entrisßen hat, fleht die ewige und einzige Frage entgegen, die die kleinen Köpfe seit Wochen beschäftigt und quält, und die niemand beantworten kann:

„Warum?“

„Warum sind fremde Männer, die so aussehen wie Vater, und die deshalb dieselben Wesen sein müssen wie er, eines Tages in unser Dorf gekommen, haben uns beim Spielen gestört und haben die großen Leute geschlagen, daß sie nicht wieder aufstehen konnten und es rot wurde am Boden? Und was wollten die bösen Männer meiner Mutter tun, und weshalb haben sie Vater, der sich vor Mutter gestellt hatte, geschlagen, daß er ganz steif über der Schwelle lag und gar nicht hören wollte, als wir ihn riefen? Und gerade vorher hatte er noch mit uns gespielt, und wir durften auf seinem Rücken reiten, und dann kam er nicht einmal mit uns, als uns die bösen Männer forttrieben.“

Mutter sagte, Vater sei tot.

Früher durften wir uns am Abend hinlegen zwischen die bunten Decken, Mutter sang uns in den Schlaf und wir hatten ein Dach über uns. Und jetzt müssen wir immer, immer laufen und Mutter kann uns nur manchmal tragen, da sie auch noch das kleine Brüderchen tragen muß und die Decken, in denen wir nachts schlafen, und das Dach ist auch nicht mehr über uns, und es ist so kalt, so schrecklich kalt.

Warum gibt Mutter uns so wenig zu essen, daß wir immer Hunger haben? Und warum ißt sie selbst nichts und ist immer

so traurig und müde und singt keine frohen Lieder mehr? Und warum sind aus unserem Dorf nur die ganz alten Männer mitgekommen und nicht die anderen, die so groß und stark waren wie Vater?

„Warum?“ ...

Neben der Lagerstätte ihrer Kinder kauert die Mutter auf frostkalter Erde und stützt das Gesicht in die Hände. Die

Augen starren hilflos fragend in die Weite, irgendwohin, in unermeßliche Fernen!

„Warum seid ihr über uns hergefallen wie die wilden Tiere? Warum habt Ihr mir den Mann erschlagen, wie Ihr die Männer der anderen Frauen erschlugt? Nur damit wir Euch zu Willen wären? Warum habt Ihr uns Überlebenden zusammengetrieben wie das Vieh und habt uns fortgeschleppt von Wiege und Herd? Warum treibt Ihr uns jeden neuen Tag von einer Wasserstelle zur anderen, von Gebirge zu Gebirge, durch tiefe Schluchten, über steinige Saumpfade in Schnee und Kälte? Und jeder Schritt führt uns weiter fort von der sonnigen Heimat, und jeder überwundene Berg ist nur eine Schranke mehr für die einstige Rückkehr!“

Jrgendwoher aus dem Felsen scheint hohnlachend ein Echo zu antworten: „Rückkehr?“ ...

Ein lodernder Holzstoß in der Mitte des Lagers. Um den Sänger des Stammes geschart sitzen in stolzer, aufrechter Haltung die Greise, hochgewachsene Gestalten mit langen, weißgrauen Bärten; die letzten ihres Geschlechtes. Gelbes Rot von Lagerfeuern zuckt über braune Gesichter. Ein Sang hebt an, leise getragen, schwermütig, abgerissene wachsende Akkorde eines lautenähnlichen Instruments peitschen allmählich den Rhythmus vorwärts, daß er wilder und wilder wird; die Glanzzeit des Stammes lebt im Liede wieder auf, die Augen blitzen, die Hand fährt zum Gürtel, um nach dem Schwerte zu greifen, und sinkt gelöst kraftlos zurück: Wehrlos, ehrlos!

Das Heldenlied eines Volkes zerflattert über seinem Sterben in letzten weltvergesenen Akkorden.



Winterabend im Hochgebirge.



Originalradierung von E. von Dombrowski.

Bavaria-Verlag, München.

Luftkampf.

Von Otto Fuchs.

Geleitwort der Schriftleitung: Seit zwei Jahrzehnten fliegen wir. Man frage irgend jemand, der ein oder zweimal im Flugzeug gefessen hat, nach dem Bilde der Landschaft und den Schönheiten des Luftmeeres. Er wird entweder in Redensarten schwelgen oder das Gefühl des Fliegens (besser gesagt: Geflogenwerdens) zu beschreiben suchen („Ich habe ein unangenehmes Gefühl im Magen gehabt“ — „Ich habe mich ganz sicher gefühlt“ — „Ich habe keinen Augenblick Angst gehabt“ — usw.), obwohl das im Grunde genommen daselbe ist, als wenn man die Schönheit einer Hochgebirgswanderung durch das Ausmaß des Herzklopfens und — mit Erlaubnis — Schwüzens umschreiben wollte. Ein bescheidener Trost bleibt uns: Der erste schüchterne Versuch, die Schönheit der Alpen im Wortbild festzuhalten, stammt aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Das Auge des Europäers brauchte also einige Jahrtausende, um die Eindrücke dieser erdgebundenen Naturschönheit überhaupt zu entdecken.

Wir haben seit fünf Jahren Luftverkehrslinien, die es jedem ermöglichen, die Mutter Erde aus der Vogelschau zu betrachten. Was uns bis heute fehlt, ist ein Führer, der uns die Augen öffnet und uns die eigenartige Schönheit des Luftbildes offenbart. Wir freuen uns daher ganz besonders, unsere Leser mit der nachfolgenden Skizze bekannt zu machen, die als einer der am besten gelungenen Versuche, die Schönheit des Fliegens im Wortbild festzuhalten, bezeichnet werden darf. Wieviel Zeit zu den Vorstudien gehört hat? Die von Fuchs (im Kriege Jagdflieger, nach dem Kriege einer unserer bekanntesten Segelflieger, dann Sportflieger) im Luftmeer zurückgelegte Strecke läuft fast dreimal um den Äquator!

Blaugraue und weißlichfarbene Wolkenwände stehen senkrecht im Raume. Schwül und flimmrig liegt die Luft über den bodenlosen Schluchten, deren Gründe verhüllt sind durch weinrotes Dunkel. Zwischen den schweren, hängenden Kulissen ziehen sich in mehreren Schichten dünne, wogerechte Nebelschwaden hin, von unmerklichen Hauchen bewegt und aufgebläht wie Spinnweb. Über diesem düsteren, luftigen Fundament erhebt sich ein Hochgebirge von erschütternder Pracht und Reinheit. In unheimliche Stille getürrt, ballen sich rosige Schneemassen, von blendend weißen Kahlköpfen gekrönt. Schatten von unbeschreiblicher Tönung, weich und duftig, geben den ausfließenden Formen Fülle und Rundung, ohne sie ihres leichten geistigen Charakters zu berauben. Vor dem glasklaren, meergrünen Hintergrund des Himmels erscheinen sie vollends wie Traumgesichte: schön, schreckhaft, unstofflich.

Auf bebendem, zerbrechlichem Gerät aus Holz und Leinwand schwebt ich inmitten dieser Wunderwelt und überlasse mich dem reizenden Wechselspiel von Licht und Finsternis,

Beglückung und Furcht. Bald schleiche ich an steilen, rauchigen Abhängen entlang, von denen man nicht sagen kann, wo sie anfangen. Nähert man sich ihnen, so weichen sie zurück und lösen sich in dünnen, gestaltenlosen Nebel auf. Bald schlüpfe ich unter hochgewölbten Geisterbrücken durch und tauche in den schrägen Goldstrom der Sonne. Oder ich umkreise ein liebliches, süßes Rosenwölkchen, das darin schwimmt wie eine verwunschene Insel, liebe es mit den Augen, streife es mit den Flügelspitzen und durchquere es ganz und gar. Es ist auch inwendig nichts als Duft und Schimmer. Habe ich mich satt gesehen am Licht, so wende ich mich wieder der finsternen Romantik der Schatten zu. Fabelwesen aus dichtem Blau belagern den Eingang einer Wolkenschlucht. Ich stürze auf sie zu, sie geben Raum, lassen mich ein. Im Nu befinde ich mich mitten über einem schaurigen Krater, der sich ins graue Einerlei hinabbohrt. Basse Dämpfe entsteigen der farblosen Tiefe. Wolkenblöcke, schieferblau und ohne Schwere, türmen sich kreisend empor. Grabeskälte weht mich an. Mein beklommenes Herz verlangt zurück ins Freie

Allein der Ausgang hat sich unvermerkt geschlossen. Ein lichtloser Körper, aus weichen Dünsten gebildet und hauchartigen Schleiern, hält mich gefangen. Nur oben, am Ende des dumpfen Schachtes, lockt das meergrüne Auge des Himmels. Ich suche mich emporzuschrauben, bestrebt und geängstigt, in meiner Körperlichkeit bedroht von dem wesenlosen Nichts. Da neigen sich lautlos wie Tücher die gespannten Mauern, von unheimlichen Kräften bewegt. Aus fahlen Spalten und geborstenen Flächen schießen Lawinen feinen, silbrigen Staubes hervor, hüllen mich ein, benebeln mir die Sinne. Zugleich wird ein fernes Gausen hörbar, ein hohles, grausiges Säugen. Ich fühle, daß ich falle. Nacht umfängt mich, nasse, undurchdringliche Nacht. Fast wie Erdinneres, so kalt und dicht ist sie. Das Licht sprüht und blüht. Flochtige Vorhänge flattern zur Seite. Wie ein goldener Wasserfall strömt mir die Sonne entgegen, brausend, betäubend. Unabsehbar dehnt sich der Raum unter der gläsernen Kuppel. Ein Wattenmeer breitet sich unter mir, aus dem sich rundliche, leuchtende Schneeberge erheben. Aus einem derselben bin ich eben gekommen. Da liegt er, weiß geballt, schaumig wie geschlagenes Eiweiß, appetitlich glänzend. Und ist so scheußlich schwammig und nasskalt im Innern!

Zur Linken bricht die milchige Fläche unvermittelt ab. Ich fliege bis zum Rande und sehe dem klaren Schattenstrom auf den Grund. Er ist fleckig. Von tiefer Bläue scheiden sich graugelbe Stellen. Ein Netz dünner, vielfach verknüpfter Fäden ist darüber geworfen ... Das ist die Erde. Von neuem wende ich mich der Zauberwelt der Wolken zu, umsegle blendende Marmorsäulen, kühn gewölbte Kappen mächtiger Gipfel, von denen sich endlose Schneeflächen hinabsenken wie weicher, faltiger Glausch. Je höher ich steige, desto traumhafter, erhobener und unberührter werden die Erscheinungen.

Vier grelle Blitze stechen mir ins Auge. Drüben über dem Zintenstrom glitzern vier Silberfischlein in der Sonne ... Und in größerem Abstand ein fünftes. Bei einer Wendung, die sie machten, haben die gespiegelten Strahlen sie verraten. Ein Fieberschauer läuft mir über den Rücken. Sie sind tiefer als ich. Ich kann sie leicht einholen. Ob es Feinde sind? Frost und Hitze schütteln mich. Wenn es Feinde wären! Wenigstens der eine, der letzte. Er fliegt so günstig, so gerade für mich ... Mein erster!

Und es sind wirklich welche: Fünf winzige, silbergraue Neuports. Die berühmte De-Bishop-Staffel. Mein Herz pocht hörbar an die Rippen. Einen Augenblick lang ist der helle Lärm des Motors abgesunken in tieferes Brummen, einen zweifelnden Augenblick. Aber er fliegt gar zu verführerisch, der letzte. Immer geradeaus nach Westen ... Und dann der Ruhm. ...

Bei — wo nur gleich? Bei Neuve Chapelle liegt er ... Er merkt nichts. Vielleicht nehmen ihn die großen Bilder gefangen, die rings den Horizont belagern. Ihre Schönheit, ach, in mir ist sie vergangen wie Rausch. Ich bin nichts mehr als ein eifriges Fünkchen Aufmerksamkeit, ein blühendes Nadelspitzen Wille. Aber er, er ergießt sich breit in den uferlosen Raum, labt sich an der warmen Quelle des Gefühles. Oder tut er nur so, als sähe er nichts?

Eine Leuchtugel fällt in schöngeschwungener Parabel abwärts. Einer von den vier vorderen hat sie abgeschossen. Was bedeutet sie? Da kippen die vier vornüber, strecken die Schwänze hoch und sind von einem schwarzgährenden Wolkenmaul verschlungen. Der letzte bleibt. Auf ihn! ... Er wächst von Sekunde zu Sekunde. Er sieht mich nicht. Er staunt die Pracht der Schöpfung an, genießt die Einsamkeit, schwärmt und träumt von Geisterschlössern, Schneeköniginnen.

Tackackack — jetzt hämmern ihm meine Gewehre in den Rücken.

Dicht hinter ihm reiße ich das saufende Flugzeug hoch und schaue, was der Überfallene macht. Er hat mir die Räder zugedreht, liegt auf dem Rücken, rutscht über dem Flügel ab, überschlägt sich, wirbelt wie ein welkes Blatt ... abgeschossen. Eine sinnlose, rohe Leere nimmt plötzlich die Stelle meiner Seele ein: die Ernüchterung. Der Aufenthalt in der Höhe ist mir verleidet. Ich will nach Hause. Jäh abgerissen schweigt plötzlich mein Motor. Sein kraftloses Geplupper gleicht ganz dem Zustand meines Herzens. Mit schlechtem Gewissen schiele ich noch einmal nach meinem Neuport.

Aber was sehe ich? Kaum hundert Meter unter mir steht er bewegungslos auf dem Schwanz. Aus der dicken, silbernen Motorhaube stieben kleine Fünkchen. Schon prasselt mir die wohlgezielte Serie in die Flügel.

Wie unendlich nahe liegen doch in der Menschenbrust Mitleid und Empörung. Großmut und kleinliche Angst. Jetzt ist es an mir, aus abschwefender Sentimentalität zur Sachlichkeit zurückzukehren. Aber auch das geht unfassbar schnell.

Ich biege ein und rase in hellem Born, daß er sich nicht hat tofschießen lassen, auf den Heuchler los.

Er stellt sich wieder, als sei ich überhaupt nicht da, fliegt geradeaus, läßt mich herankommen, so dicht, daß ich erkenne, wie er mich mit umgewandtem Kopf dauernd im Auge behält. Er scheint zu grinsen, mich zu verhöhnen ...

Ha, du Höllenbraten, wohl bekomm's! Im Pulverdampf meiner Gewehre ist er wie vorhin umgekippt und schlägt etliche steuerlose Purzelbäume.

Zu meinem Schrecken aber reißt er auch diesmal wieder sein Flugzeug hoch und spritzt mir eine peinliche Garbe Phosphor um die Ohren. Von zuckenden Rauchfäden bin ich wie von einem Spinnennetz eingehüllt. Daß dich der Teufel hole!

Mit äußerster Geschwindigkeit, erbittert über die heimtückische Kampfweise, fasse ich ihn zum dritten Male schräg von hinten. Diesmal soll er mir nicht entkommen. Ich werde nicht über Zimmerlänge feuern ...

Allein wir fliegen gegen die Sonne. Das zierliche Maschinen besteht nur aus zwei dünnen grauen Strichen mit einem dicken Tropfen in der Mitte. Ich muß durch meine eigene, flimmernde, goldsprühende Propellerscheibe durchblinzeln, die mir ein scharfes Zielen erschwert. Eben will ich auf den Knopf drücken, da steigt der andere dicht vor meiner Nase kernengerade in den Himmel. Und während ich ganz verblüfft und ärgerlich drunterwegzische, schießt er sich an, sein Looping mit gefährlichem Höhengewinn zu vollenden und mir seinerseits in den Rücken zu fallen. Ich verwünsche meinen kindlichen Leichtsin. Hätte ich mir nicht von vornherein denken können, daß ich es mit einer Kanone zu tun haben werde? Hätte ich nicht vorsichtiger zu Werke gehen können? Jetzt ist die Sache verpaßt, der Engländer höher als ich, und was sein Fliegen angeht, so mache ich mir kein Hehl daraus, daß ich dagegen ein armseliges, ungeschicktes Häschen bin. In meiner Not tue ich das einzige, was mir noch übrig bleibt, ich werfe mich ihm entgegen, um ihm nur für den winzigen Augenblick, in dem wir Stirn gegen Stirn aufeinander losbrausen, Schußgelegenheit zu bieten ... Eben ist er ganz herum; drückt seine Maschine, nähert sich mit geradezu phantastischer Fahrt ...

Den Bruchteil einer Sekunde kreuze ich seine Visierlinie ...

Tack — tack ...

Rauchfäden ...

Schlupp, weg ist er.

Schon liege ich auf der Seite, blicke rückwärts, wo mein Verfolger gleichfalls jäh einschwenkt und von neuem auf mich einstürzt.

Dieser Vorgang wiederholt sich vier-, fünfmal. Langsam verlieren wir dabei an Höhe. Ein Blick nach unten zeigt,

daß wir uns über feindlichem Gelände bewegen. Wolken, in denen ich mich verbergen könnte, sind nicht erreichbar. Ihre breiten, rauchigen Massen, ihre rötlichen Gipfel werfen wagerechte Schattenstreifen durch den Raum, der mir allen Schuß versagt.

Es gibt nur eines: Kämpfen.

Ich werde meinen Gegner überhöhen. Ich werde ihm nicht ausweichen bei der nächsten Attacke, ich werde die Zähne zusammenbeißen und es auf einen Zusammenstoß ankommen lassen. Statt, wie bisher beim Gegeneinanderfliegen, zu drücken, um den Zeitraum der Gefahr zu verkürzen, ziehe ich darum, bis wir in gleicher Höhe sind. Zum Zeichen, daß ich das Rennen noch nicht verloren gebe, begrüße ich ihn mit meinen Kugelsprigen, als er mir eben sein unheimliches Feuerwerk ins Gesicht spuckt.

Die Entfernung schnellst zusammen, als hingen wir beide an einer hochgespannten Gummistrippe. Im Nu müssen wir aufeinanderprallen. Ich ziehe bis zum letzten Meter, ziehe den Kopf ein ...

Ein lautaufplätzender Luftschwall droht mir die Trommelfelle zu zersprengen.

Jener hat im letzten Augenblick seinen Vogel über mich weggerissen. Keinen halben Meter über meinen Kopf hin flitzen die Räder. Ich taumle in seinem Propellerwind, falle von einem Flügel auf den anderen und versäume über dem Säusen und Dröhnen in meinem Kopf den richtigen Zeitpunkt, meinem Feind entgegenzukurven.

Jetzt hat er mich von hinten ... mein Schicksal ist besiegelt.

In wildem Durcheinander lege ich Kurve an Kurve. Spiralen von verzweifelter Steilheit, Sturzflüge, daß die Flügel schlottern, nichts vermag den Neuport abzuschütteln. Zwar hindere ich ihn auf diese Weise, mir mit seinem häßlichen Feuerzeug die Riste anzuzünden, aber ich nähere mich mit erschreckender Eile dem Boden.

Wir sind kaum mehr tausend Meter hoch ... Die Linien drei, vier Kilometer entfernt.

Eine ohnmächtige, blinde Wut überfällt mich. Noch einmal stoße ich den Vollgashebel vor, suche in engsten Flugkurven dem anderen den Weg abzuschneiden, ihn zu übersteigen ... Umsonst. Er bleibt mir dicht auf den Fersen, rückt näher und näher.

Jetzt bewegt sich sein Höhensteuer, sein Vogel schmiegt sich ganz in meine Flugbahn, ich liege in seiner Visierlinie ... Es wird dunkler und dunkler um mich ... Ins Endlose dehnt sich dieser Augenblick ... Jetzt stechen mich glühende Nadeln ins Herz, gellender Hagel hämmert auf mich ein ... ah ...

da läuft das Ich auseinander, zerfließt in Nebel und Nichts.

Woher die Stille auf einmal? Was ist geschehen? Bin ich tot? Mein Herz klopft wieder ... Ungläubig schaue ich mich nach meinem Verfolger um. Er ist verschwunden. An seiner Stelle wiegt sich ein befreundeter Albatros im schatten-erfüllten Luftmeer. Sein Führer winkt mir zu.

Seite an Seite überfliegen wir die Linien und trennen uns dann, um uns nie wieder zu begegnen.

Vom Ladenstift zum Handelsherrn.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Am Stamme einer jungen Linde lehnte ein halbwüchsiger Bursche und schaute mit sehnsuchtsvollen Augen durch das Gitter in den Schloßpark von Wilhelmshöhe. Der Grenadier am Schloßtor, der Wachtposten, hatte ihn schon lange beobachtet, und als der Knabe jetzt Miene machte, über den Zaun zu klettern, rief er ihn an und hielt drohend seine Flinte vor.

„Komm her, Bursch!“ wettete der Wachtposten, und zögernd, vor Schreck zitternd, trat der Knabe näher, wurde vom Grenadier gepackt und nach dem Wachthause geschafft.

„Herr Korporal, dieser Kerl da wollte gerade über den Zaun in den Park steigen, da nahm ich ihn fest!“ meldete der Posten dem wachthabenden Unteroffizier.

„So, in den Park wolltest du, Spitzbube! Blumen oder Obst stehlen, was?“

„Nein — nein, Herr Korporal, ich stehle nicht!“

„Natürlich noch leugnen! Wie heißt du, Kerl?“

„Wilhelm Sattler!“

„Wo wohnst du?“

„Frankfurter Gasse, Herr Korporal.“

„Geboren?“

„Ja, Herr Korporal!“

„Unfinn! Das weiß ich, Lämmel! Wann du geboren bist?“

„Am 13. Mai 1784.“

„Also 14 Jahre alt. Und schon stehlen wollen. Eingesperrt wirst du wegen Obstdiebstahls im königlichen Lustschloß Wilhelmshöhe!“

„Aber, Herr Korporal, ich habe doch gar kein Obst ...“

„Maul gehalten!“

In diesem Augenblick trat Matthias Scharf, der alte Schloßverwalter, in die Wachtstube und rief erstaunt: „Zum Kuckuck, Korporal, da habt Ihr doch gar den Wilhelm Sattler arretiert!“

„Ach, mein lieber Herr Schloßverwalter, helft mir, ich soll gestohlen haben!“ jammerte der Knabe und hielt dem Alten bittend beide Hände entgegen.

„Kennt Ihr den Burschen, Herr Scharf?“ fragte nun der Wachthabende.

„Freilich kenn' ich ihn, stammt aus ehrbarem Hause. Seine Eltern haben den Kramladen in der Frankfurter Gasse. Warum habt Ihr ihn festgenommen?“

„Warum? — Warum? — Ja, warum eigentlich? — Der Posten hat ihn erwischt, wie er über das Gatter klettern wollte, wahrscheinlich wollte er Obst oder Blumen stehlen.“

„Ist das wahr, Wilhelm?“ fragte nun streng Herr Scharf.

„Nein, Herr Schloßverwalter, das heißt, über den Zaun steigen wollte ich schon, aber nicht, um zu stehlen, ich wollte mir nur etwas ansehen.“

„Ansehen? — Im Park? Was gibt es denn da zu sehen, was ein Kasseler Junge noch nicht gesehen hätte?“

„Doch, Herr Scharf, da steht ein Strauch, ein fremder, wunderschöner, der trägt so grüne Blätter, so grüne Blätter, ach so grün, wie ich sie noch nie gesehen.“

„Ah, er meint die japanischen Orangen! Und die waren dir so sehr wert?“

„Ja, Herr Verwalter! Ihr wißt doch, ich male so gern mit bunten Farben und mische gern verschiedene Farben, aber solch helles, strahlendes Grün habe ich noch nie fertiggebracht, und da wollte ich mir ... ich mir ...“

„Ein paar Blätter — mopsen, was? — Gestehe es nur!“ lachte nun gutmütig der alte Schloßverwalter und fuhr dann, zum Wachthabenden gewendet, fort: „Laßt ihn laufen, den Bursch, Korporal: Ich stehe für ihn gut, und die Sache mit den Farben mag stimmen, denn daß er viel kleidet und mit Farben schmiert, weiß ich, sein Vater hat mir oft davon erzählt, wenn ich meinen Tabak dort tauschte. Der Bub will auch gern Maler werden, aber die Eltern wollen einen tüchtigen Kaufmann aus ihm machen. Also gebt ihn in Gottes Namen los, Korporal!“

„So laß zu, Bursche, laß dich aber nicht wieder hier sehen!“

Und wie ein Wiesel huschte der Junge — mit einem dankbaren Blick auf Matthias Scharf — zur Tür hinaus und rannte im Sturmschritt den Schloßberg hinab und heim. So wäre dem guten Wilhelm sein Sinn für bunte, leuchtende Farben diesmal bald zum Verhängnis geworden, aber die Sehnsucht nach jenem seltenen, strahlenden, frischen Grün kam ihm nie wieder aus dem Sinn. —

Nächste Ostern gab ihn sein Vater nach Hannöversch-Münden zu einem Kaufmann, einem Geschäftsfreunde, in die Lehre, und bei Tütendreien und Salzabwiegen verbrachte er seine erste Lehrzeit. Als er die vier Jahre seiner Ausbildungszeit als Kaufmann treu gedient hatte, nahm ihn ein großes Handelshaus als Kommis auf. Diese Firma besaß unweit Schweinfurt eine Bleiweißfabrik. Allmonatlich reiste der Chef des Hauses nach Schweinfurt und von da nach Niederwerrn, wo sich das Bleiweißwerk befand, um dort nach dem Rechten zu sehen. Wie beneidete Wilhelm Sattler den Kaufmann jedesmal um diese Reise, obgleich sie für damalige Zeiten, vor mehr als hundert Jahren, beschwerlich und anstrengend war. Aber in die weite Welt hinaus, Neues sehen, Neues lernen, das war Sattlers Sehnsucht. Da erwuchs ihm eines Tages unverhofftes Glück. Der Chef ließ ihn in das kleine Privatbüro rufen, das Allerheiligste des großen Handelshauses.

„Seht Euch, Sattler! Ich möchte mit Euch sprechen!“ sagte gütig der Chef. — Verwundert ob dieser Auszeichnung setzte sich der junge Kommis schüchtern auf seinen Stuhlrand, und der Kaufherr fuhr fort: „Zwei Jahre seid Ihr nun bei mir tätig, Sattler, und ich kann sagen, daß ich recht zufrieden mit Euch bin. Ich habe Euch genau beobachtet, Ihr seid verlässlich, klug und fleißig, und deshalb möchte ich Euch mit einem besonderen Auftrag betrauen. Mich plagt das Podagra wieder ganz gewaltig, und ich kann daher meine fällige Reise nach Schweinfurt nicht ausführen. An meiner Stelle sollt nun Ihr reisen, sollt mein Bleiweißwerk in Niederwerrn besuchen und mit dem Meister Stengel alles besprechen. Er soll mit Euch abrechnen, auch besprechen, was vorgefallen und was er sonst auf dem Herzen hat. Tretet ihm gegenüber bescheiden, aber fest auf, Ihr seid ja mein Vertrauter; seht Euch das Werk und die Fabrikation genau an, Ihr könnt viel dabei lernen. Hier sind Eure Vollmachtungspapiere, und hier fünf Gulaten Reisegeld!“

Und Sattler reiste! Dabei zeigte er eine solche Umsicht, ein solches Verständnis für das Farbenwerk seiner Firma, daß er nach seiner Rückkehr nicht nur eingehend berichten konnte, sondern dem Chef sogar eine Reihe beachtenswerter Vorschläge machte, die zur Verbesserung und größeren Ausnützung der Fabrik in Niederwerrn dienten. — Von nun an sandte ihn der Kaufherr beständig nach Schweinfurt, und so lernte Wilhelm Sattler den Betrieb einer Farbenfabrik gründlich kennen.

Jahre gingen dahin. Der junge Sattler, sparsam in all der letzten Zeit, trotz eines für sein Alter außergewöhnlich hohen Gehaltes, hatte schon längst den Plan gefaßt, sich selbständig zu machen, aber sein ehrbarer Sinn hielt ihn ab, seinem Stammbause eine Konkurrenz zu gründen; auch hatte er erkannt, daß die Fabrikation von nur Bleiweiß in einer Fabrik nicht rentabel genug sei. Sein Ziel war die Herstellung aller im Handel benötigten Farben. Aber er war ja nur Kaufmann, nicht Fachmann.

Da kam ihm Freund Zufall zu Hilfe. — Die Postkutsche, die er benutzte, hatte unweit Koburg einen Radbruch, was bei den unsagbar schlechten Straßenverhältnissen zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht gerade selten vorkam. Die Reisenden mußten in einer kleinen Herberge an der Landstraße geduldig warten, bis der Schaden geheilt war, und dort, in dem armseligen Gasthause, saß ein Mann bei Braunbier und Brot, der auf Schusters Rappen dahergekommen war und nach Weimar wollte, das damals auf dem Höhepunkt seiner Blüte stand. Sattler setzte sich zu dem Fremden, kam mit ihm ins Gespräch über die traurigen Verhältnisse der Zeit im allgemeinen (Napoleon Bonaparte hatte gerade das liebe deutsche Vaterland so recht unter seiner Krute) und über das beschwerliche Reisen im besonderen, und er merkte bald, daß der Wanderer ein kluger und gebildeter Mensch sei. Der Fremde nannte sich Ruß, sei Apothekergehilfe und gegenwärtig ohne Stellung, er habe eine Empfehlung an den Hofapotheker in Weimar und hoffte dort Beschäftigung zu finden. — Stunden vergingen. Das zerbrochene Rad war noch immer nicht heil, und die beiden Leute, Sattler und Ruß, kamen sich immer näher. Sattler erzählte von seinem Ziel, eine Werkstatt zu gründen, in der man Farben herstelle, ihm fehle aber der Fachmann dazu, und siehe da, der Apotheker Ruß bot sich ihm als Fachmann an, er habe einige gute Kenntnis von den Geheimnissen der Farbenfabrikation, auch Buchdruckerschwärze verstehe er herzustellen. Nun reisten beide voneinander in der Nacht weiter, denn Sattler hatte das Angebot des Ruß angenommen und ihn veranlaßt, Weimar aufzugeben und mit ihm nach Schweinfurt zu fahren. Nun saßen sie in der wackeligen Postkutsche und berieten, und während am übernächsten Tage Sattler in Niederwerrn die Geschäfte seines Chefs erledigte, tat sich Ruß in Schweinfurt nach einer Werkstätte um, fand auch ein leerstehendes Gebäude, das Sattler sofort um ein billiges kaufte, und so wurde die später weltbekannte Farbenfabrik Wilhelm Sattler gegründet. Freimütig bekannte Sattler seinem Chef seine Pläne und bat um seine Entlassung, die der vornehm denkende Kaufherr auch sofort bewilligte.

Sattler merkte bald, daß er in Ruß einen tüchtigen Fachmann gewonnen hatte. Sie fabrizierten Malerfarbe, Druckerschwärze und Weinsteinäure, und Sattler, bisher nur Kaufmann, lernte nun mit Eifer die chemischen Geheimnisse der Farbenherstellung. — Durch die Güte ihrer Fabrikate und sein kaufmännisches Geschick und nicht zuletzt durch die unermüdlige Arbeitskraft erreichte das junge Unternehmen reichen

Absatz, aus der Werkstatt wurde deshalb bald eine Fabrik, und auch diese vergrößerte sich ungemein schnell. Neben seiner kaufmännischen Umsicht verdankte das Sattler aber auch einer Persönlichkeit, die damals ganz Europa in Atem hielt, dem forsischen Machthaber. — „Was des einen Uhl, ist des anderen Nachtigall“, sagt ein altes Sprichwort, und bei Sattler stimmte das aufs Haar. — Napoleon hatte die Kontinentalsperre verhängt, was zur Folge hatte, daß alle ausländischen Waren im Preise stiegen, knapp wurden und schließlich nicht mehr zu haben waren (siehe auch 1914 bis 1918!). Damals benutzte man im Gewerbe der Farbe als Bindemittel für die Farben das arabische Gummi. Dies wurde aber auch durch die Kontinentalsperre teuer, dann knapp, und schließlich war es auch für hohen Preis überhaupt nicht mehr zu haben. Die gesamte Farbenindustrie stand vor einer Katastrophe.

„Wir müssen für das arabische Gummi einen Ersatz schaffen, Ruß!“ drängte Sattler seinen Mitarbeiter. Und nun versuchten und versuchten sie hunderterlei, rastlos und mit zäher Ausdauer und unter vielen Enttäuschungen, aber endlich fanden sie Ersatz, sie gewannen aus Kartoffelstärke ein Gummi, welches das fremdländische Bindemittel nicht nur ersetzte, sondern an Güte übertraf. Am nun nicht von Fabrikanten der Kartoffelstärke abhängig zu sein, fabrizierten sie diese kurzerhand selbst und brachten somit einen neuen Fabrikzweig an ihr Farbenwerk. — Nun fanden Kartoffelstärke und vor allem das daraus gewonnene Gummi reißenden Absatz. Aber die beiden unermüdlischen Männer machten noch eine weitere Erfindung: bei der Umwandlung der Kartoffelstärke in Gummi — die auf heißen Metallplatten vor sich ging — entdeckten sie einen Stoff, der dem indischen Sago gleichkam. Infolge der Kontinentalsperre war nun auch der echte Sago knapp und teuer geworden, und der von Sattler erzeugte künstliche Sago fand deshalb im Handel sofort Aufnahme und wurde nun ebenfalls in der Sattlerschen Farbenfabrik im großen hergestellt. — In wenigen Jahren war das noch so junge Geschäft zu hohem Ansehen gekommen und die Inhaber wohlhabende Leute geworden. Sattler, jetzt auf sicherem Grunde stehend, hatte unterdessen auch geheiratet. Katharine Geiger, die Tochter eines damals bekannten Malers in Schweinfurt, der der Fabrik ein unentbehrlicher Berater geworden war, hatte er als sein junges Weib heimgeführt.

Da glückte der Firma Wilhelm Sattler ein neuer Wurf. Oft seiner bescheidenen Jugend sich erinnernd, hatte Sattler jene Tage nicht vergessen, als er wegen des strahlenden Grüns an dem fremden Strauche im Parke zu Wilhelmshöhe fast mit dem Kerker Bekanntschaft gemacht hatte. Dieses herrliche Grün nun, die Sehnsucht aller seiner verfloßenen Lebensjahre seit dem Wilhelmshöher Erlebnis, herzustellen war sein Ziel. Durch viele, viele und auch kostspielige Versuche aber gelang ihm doch die Erfindung des Grüns, eines strahlenden, frischen Grüns von hohem Glanze, von unverwüßlicher Beständigkeit und widerstandsfähig wie noch keine bisher erzeugte und bekannte Wasserfarbe. — Die Maler waren entzückt von der Erfindung, und die Fabrik mußte, um der ungeheuren Nachfrage nach dem neuen Erzeugnis gerecht zu werden, erweitert werden. — Freilich, auch ein Wermutstropfen fiel bald in das Gluck des Erfolges, denn nichts ist vollkommen auf dieser Erden. — Der berühmte Chemiker Liebig veröffentlichte im Jahre 1822 nach genauer Untersuchung des „Schweinfurtergrüns“, daß diese Farbe giftig sei, eine Zusammensetzung aus essigsaurem und arseniksaurem Kupferoxyd. — Nun zeigte sich wieder Sattlers ehrenhafter Charakter. Er sandte, selbst überrascht und erschrocken von dem Resultat der Liebigschen Untersuchung, an alle Kunden und Abnehmer des Schweinfurtergrüns ein Warnungssignal, diese neue Farbe nicht in der Lebensmittelbranche (zum Färben von Zuckerwerk und Getränken) zu verwenden, auch mit Benutzung des neuen Grüns zum Einfärben von Tapeten, Jalousien usw. vorsichtig zu sein, da die Farbe Giftstoffe enthalte. —

Wilhelm Sattlers Ansehen und der Ruf seiner Fabrik wuchs nun immer mehr, nicht weniger auch sein Reichtum. — Da die Fabrikanlagen in Schweinfurt bald zu klein wurden, kaufte der umsichtige Handelsherr kurzerhand von der bayerischen Regierung das verfallene, ehemals so prächtige Fürstenschloß Mainberg bei Schweinfurt, ließ es dem ursprünglichen Baustil entsprechend unter Aufwendung ungeheurer Kosten wiederherstellen und richtete nun einen Teil des geräumigen Palastes für seine verschiedenen Fabrikationszweige ein, während er selbst mit seiner Familie den schönen Hauptbau bezog. Hier verlebte der große Handelsherr und Fabrikant nun den Rest seines Lebens, seine Kräfte jetzt nicht mehr allein seinen Farbenwerken widmend, sondern auch dem Allgemeinwohl. Die Stadtväter von Schweinfurt wählten ihn zum Vorstand der Gemeindeversammlung, 1846 wurde er in die bayerische Ständekammer berufen, und trotz dieser Zeit und Kräfte erfordernden Ehrenämter arbeitete der nimmermüde Mann rastlos weiter an der Ausbreitung seiner Werke. So entstand noch eine Steingutfabrik in Ansbach und eine Zuckerraffinerie in Schweinfurt. — Und als er im Jahre 1859 sein Haupt zur letzten Ruhe bettete, konnte er es mit dem stolzen Bewußtsein tun, vielen Tausenden von Menschen zu Arbeit und Brot verholfen zu haben, Wilhelm Sattler, der es vom Ladentisch zum Handelsherren brachte, zu einem der bedeutendsten Industriefürsten seiner Zeit.

Astronomisches vom Januar 1927.

Von Prof. C. Hülskötter.

Mit dem Januar beginnt nach dem Kalender, der in der Zeitrechnung der christlichen Kulturvölker gilt, ein neues Jahr, d. h. ein Zeitabschnitt, der eigentlich durch einen astronomisch besonders hervortretenden Punkt der Erdbahn festgelegt sein sollte; verbinden wir doch mit dem Worte „Jahr“ den Begriff der Beendigung eines Umlaufes der Erde um die Sonne. In erster Linie wäre daher wohl der Frühlingspunkt geeignet, als Marktscheider zu dienen, zumal er auch als Nullpunkt des Koordinatensystems gilt, das astronomisch zur Bestimmung der Sternörter dient. Aber die schon etwa 700 Jahre vor Christi Geburt im römischen Reiche eingeführte, recht mangelhafte Jahresabgrenzung mit ihren 12 Monaten blieb nach der ersten Verbesserung durch Jul. Cäsar, kurz vor Christi Geburt, und nach der 1582 erfolgten zweiten, noch genaueren Gregorianischen Umgestaltung doch maßgebend. Dabei hat es aber zu den verschiedenen Zeiten nicht an Versuchen gefehlt, den Tag des Beginns des christlichen Jahres zu verschieben. Vor allem galt der 25. Dezember, das vermutliche Datum der Geburt Jesu Christi, lange Zeit als Neujahrstag; so schrieb z. B. Melanchthon noch im Jahre 1559 am 25. Dezember bereits 1. Januar 1560. Der Name des ersten Monats, vom lat. januarius = Pfortner abgeleitet,

Das für Berlin bestimmte neue Planetarium.

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Großer Löwe mit Regulus.
2. Kleiner Löwe.
3. Großer Bär.
4. Herz Carls.
5. Drache.
6. Kleiner Bär.
- N=Neptun.

1. Großer Hund mit Sirius.
2. Orion mit Beteigeuze und Rigel.
3. Stier.
4. Fuhrmann mit Kapella.
5. Zwillinge mit Castor und Pollux.
6. Kl. Hund mit Prokion.
7. Krebs.

Sternbilder im SO-Quadrant.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Pegasus.
2. Andromeda.
3. Cassiopeia.
4. Cepheus.
5. Drache.
6. Schwan.
7. Leier mit Wega.

1. Perseus.
2. Widder.
3. Stier mit Aldebaran.
4. Walfisch.
5. Eridanus.
- Ma=Mars.

Januar-Bild des Sternenhimmels im rhein.-westf. Industriegebiet zu Anfang des Monats abends 10 Uhr, Mitte des Monats 9 Uhr, Ende des Monats gegen 8 Uhr.

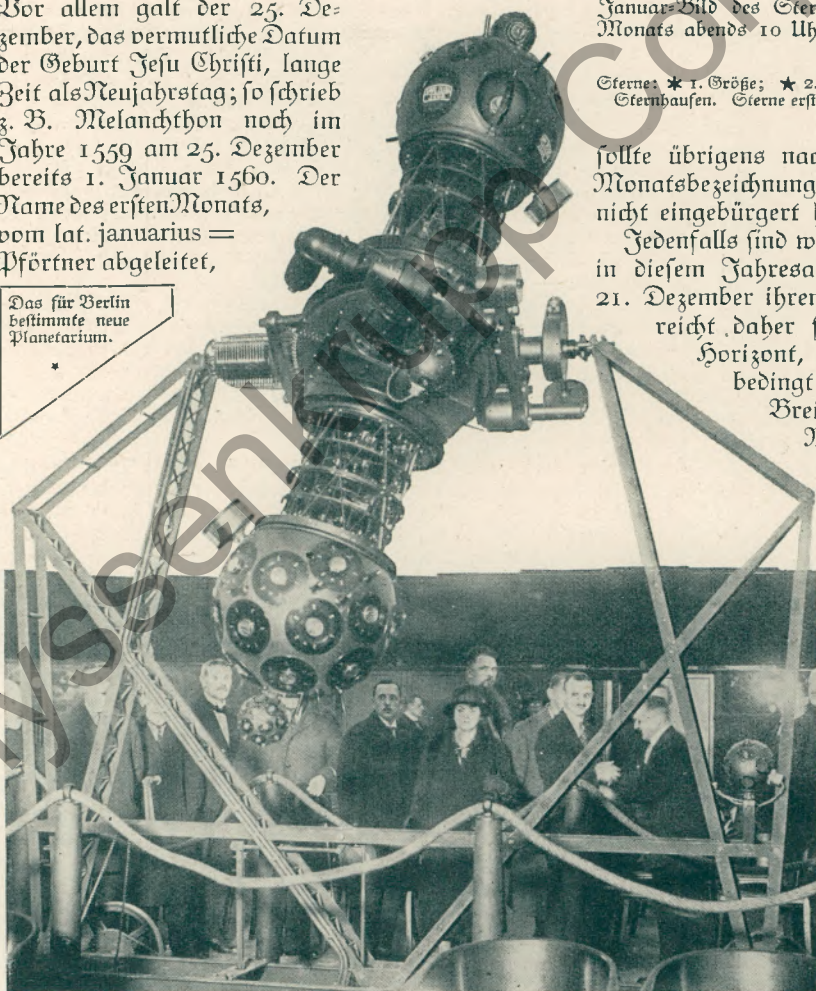
Zeichen-Erklärung.

Sterne: ★ 1. Größe; ★ 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; ☾ Mond; ○ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen. Sterne erster Größe haben in jedem Sternbild besondere Namen, die angegeben sind.

sollte übrigens nach Bestimmung Kaiser Karls d. Gr., der deutsche Monatsbezeichnungen wünschte, „Eismonat“ werden, was sich aber nicht eingebürgert hat.

Jedenfalls sind wir, die Bewohner der nördlichen Halbkugel der Erde, in diesem Jahresabschnitt mitten im Winter. Die Sonne hat am 21. Dezember ihren tiefsten südlichen Bahnpunkt überschritten und erreicht daher für uns nur geringe Mittagshöhen über unserem Horizont, wodurch dann die kurzen Tage und langen Nächte bedingt sind. In Mitteldeutschland — 51 Grad nördl. Breite — kommt das Tagesgestirn zu Monatsbeginn um Mittag kaum 15 Grad hoch, d. h. 30 seiner eigenen Durchmesser; Ende des Monats werden es etwa 20 Grad. Für Düsseldorf gilt: Am 1. Januar Sonnenaufgang 8,09 Uhr und Untergang 4,01 Uhr. Diese Zeiten verändern sich dann bis Monatsmitte auf 8,02 Uhr bzw. 4,19 Uhr und zu Monatsende auf 7,47 Uhr bzw. 4,43 Uhr.

Da die Sonne innerhalb dieses Monats täglich kaum $\frac{1}{3}$ der Gesamttageslänge über dem Horizont weilt, hat der Sternhimmel die Vorherrschaft. Die Namen der Sternbilder sind mit Nummern und die zu jedem Bilde gehörenden Sterne mit punktierten Linien kenntlich gemacht. Die dem freien Auge oder mit einfachem Opernglas sichtbaren Sternhaufen und Nebel sind durch kleine Punkthäufchen wiedergegeben. Die Fülle der hellsten Sterne, die astronomisch einen Namen führen und der auch den Bildnamen beigelegt ist, fällt im Süden und Südosten sofort auf. Die Stellungen gelten in ganz unveränderter Lage für





Bavaria-Verlag

Die Welträtzel

Kadierung von Prof. Josef Nyl-München

Monatsbeginn um 10 Uhr, Monatsmitte um 9 Uhr und Monatsende um 8 Uhr abends.

Vom Mond sind die Orte von 2 zu 2 Tagen für die 9. Abendstunde mit nebenstehendem Datum eingezeichnet und die Phasen so weit wie möglich berücksichtigt. Die Phasenwechsel selbst fallen auf folgende Zeiten: Neumond am 3. Januar 9 Uhr abends, erstes Viertel am 10. Januar 4 Uhr nachmittags, Vollmond am 17. Januar 11 Uhr abends und letztes Viertel am 26. Januar 3 Uhr morgens. Der Neumond wird am 3. Januar in gerader Linie zwischen Erde und Sonne stehen und dadurch die Sonnenscheibe so bedecken für bestimmte Orte der Erde, daß nur ein schmaler Ring der Sonnenscheibe frei bleibt. Diese sogenannte ringförmige Sonnenfinsternis ist aber für uns nicht sichtbar, die Ringform wird zum Ausdruck kommen im großen Ozean besonders, und zwar auf der Linie zwischen der Ostküste Australiens bis hinüber nach Argentinien. Von den Planeten ist Merkur nicht sichtbar, da er in der Nähe der Sonne weilt. Venus wird von den ersten Tagen des Monats an allmählich

in der Abenddämmerung mehr und mehr erkennbar, da ihr Abstand vom Zentralgestirn von Tag zu Tag zunimmt. Saturn wird als Gegenpart der Venus am Morgenhimmel hell hervortreten. Jupiter steht bei Eintritt der Dunkelheit schon nahe dem Südwesthorizont und hat anfangs Untergang gegen 8 Uhr, zuletzt kurz nach 6 Uhr. Mars rückt in immer größere Erdferne, sein rötlicher Glanz nimmt daher merklich ab; sein höchster Stand ist für die Orte des rheinisch-westfälischen Industriegebietes anfangs Januar kurz vor 8 Uhr, Ende Januar kurz nach 6 Uhr abends. Die Stellungen vom Planeten Neptun = N und Mars = Ma sind in der Karte zu finden, Neptun nur sichtbar im Fernrohr.

Ein Sternschnuppenschwarm, die Quadrantiden genannt, tritt hauptsächlich am 2. und 3. Januar in stärkster Entfaltung, hält aber an bis in den Februar hinein. Der Ausgangspunkt dieser Meteore, die meist sehr reichlich und recht hell auftreten, liegt in der Verlängerung der Deichsel des großen Himmelswagens (Großer Bär).

Technische Gedenktage.

1. 1. 1851. Heinrich Herz, Prof. der Physik, in Bonn gest. Auf seinen theoretischen und praktischen Versuchen beruht die Erfindung der Radiowellen.
2. 1. 1873. Adolf Bleichert erbaut die erste Drahtseilbahn in Deutschland.
3. 1. 1789. James Smith in Glasgow geb. Schuf 1812 die erste brauchbare Nähmaschine.
3. 1. 1823. Robert Whitehead in Bolton, England, geb. Erfinden den nach ihm genannten Whitehead-Torpedo.
4. 1. 1921. Ernst Röring in Hannover gest. Forschender und schaffender Ingenieur. Erbaute 1883 die erste deutsche Rippenschiffbauformmaschine.
4. 1. 1873. Edmund Rumpler, Flugzeugtechniker, in Wien geb.
7. 1. 1745. Jacques Etienne Montgolfier in Vidalon-les-Annonay geb. Er und sein Bruder Josef sind die Erfinder des ersten Luftballons (1782). Das Aufsteigen von Raketen hatte ihnen den Gedanken eingegeben.
7. 1. 1455. Peter Vischer, der berühmte Erzgießer der Renaissance, in Nürnberg geb. Zu seinen besten Werken gehören die Figuren am Grabmal des Kaisers Maximilian in Innsbruck und in der Sebalduskirche in Nürnberg.
7. 1. 1834. Johann Philipp Reis in Gelnhausen geb. Erfinder des Telephons (1861).
7. 1. 1831. Heinrich v. Stephan in Stolp in Pommern geb. Großer Postorganisator. Gründer des Weltpostvereins. Mit Werner v. Siemens gründete er 1879 den Elektrotechnischen Verein. Er hat auch früh die Möglichkeit eines Luftverkehrs erkannt.
9. 1. 1875. Gründung der deutschen Seewarte in Hamburg.
12. 1. 1727. Jakob Leupold in Leipzig gest. Verfasser des „Theatrum machinarum“, des umfangreichsten älteren Lehrbuches des Maschinen- und Instrumentenbaues.
13. 1. 1813. Henry Bessemer in Carlton geb. Erfinder des nach ihm benannten Bessemerstahls.
14. 1. 1905. Ernst Abbe in Jena gest. Hervorragender Optiker. Durch sein Zusammenarbeiten mit Zeiß wurden die Zeißwerke zu einem Weltunternehmen.
16. 1. 1896. Christian Moritz Rühlmann in Hannover gest. Bekannt durch seine erfolgreiche Lehrtätigkeit auf dem Gebiete des gesamten technischen Bildungswesens.
17. 1. 1833. Friedrich Koenig zu Obergzell bei Würzburg gest. Erfinder der Buchdruckschnellpresse.
18. 1. 1861. Hans Goldschmidt in Berlin geb. Erfinder der Aluminothermie. Er verbesserte das gesamte Schweißverfahren ganz bedeutend.
19. 1. 1736. James Watt in Greenock am Clyde in Schottland geb. Erfinder der Dampfmaschine.
20. 1. 1827. Karl ten Brink in Courcelles sur Aire geb. Er machte die ersten Versuche mit rauchverzehrender bzw. kohlen sparender Feuerung auf Lokomotiven.
21. 1. 1706. Benjamin Franklin in Boston geb. Er war ursprünglich Buchdrucker, dann Schriftsteller, Elektro-Physiker, Oberpostmeister und Staatsmann. Er erfand den Blitzableiter.
22. 1. 1775. André Marie Ampère in Lyon geb. Grundlegende Forschungen für die Entwicklung der elektrotechnischen Wissenschaft. Die Maßeinheit für die Stromstärke „Ampère“ verehrt seinen Namen.
22. 1. 1817. Johann Caspar Harkort in Harkorten bei Haspe geb. Berühmt als Großbrückenbauer. Auch die große Kuppel der berühmten Rotunde in Wien für die Weltausstellung war sein Werk.
23. 1. 1810. Johann Wilhelm Ritter in München gest. Entdeckte 1802 den Grundgedanken für die Auffpeicherung elektrischer Energie durch chemische Umwandlung.
24. 1. 1787. Wilhelm August Julius Albert in Hannover geb. Er ist der eigentliche Erfinder des so vielseitig benutzten Drahtseiles.
25. 1. 1626. Robert Boyle zu Lismore in Irland geb. Er wies zuerst das Entstehen der Mineralien aus dem flüssigen Zustand nach.
26. 1. 1826. Louis Favre in Chone-Thouer, Kanton Genf, geb. Er schuf den Gotthardtunnel. Vor Vollen dung des Tunnels starb er in demselben 1879, da sein Körper unter Sorgen und den ungeheuren körperlichen Anstrengungen zusammengebrochen war.
26. 1. 1891. Nikolaus August Otto in Köln gest. Erfinder des im Viertakt arbeitenden Gasmotors.
29. 1. 1688. Emanuel v. Swedenborg in Stockholm geb. Besaß die umfassendsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Mathematik, Sternkunde, Physik, Chemie, Mineralogie, Kristallographie, Metallurgie, Mechanik, Schiffbaukunst und Volkswirtschaft und hat auf diesen Gebieten teilweise Hervorragendes geleistet. Er besaß die Gabe des Fernsehens und einen starken Hang zum Übersinnlichen.
30. 1. 1814. Ferdinand Schichau in Elbing geb. Gründer der berühmten Schichauwerft.
31. 1. 1895. Hermann Jacques Gruson in Magdeburg gest. Gründer der Grusonwerke in Magdeburg, die 1893 mit der Firma Fried. Krupp in Essen vereinigt wurden. Mit der Entwicklung der deutschen Rüstungsindustrie sind die Namen Krupp, Ehrhardt und Gruson untrennbar verknüpft. v. W.

Die Entstehung des Nobelpreises.

Unlänglich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Nobelstiftung ist es von Interesse, zu erfahren, wie der Nobelpreis, jene größte Stiftung für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Friedenspolitik, entstanden ist.

Bis Alfred Nobel seine Erfindung gemacht hatte, war das Pulver das einzige angewandte Sprengmittel. Gewiß hatte schon im Jahre 1779

der Franzose Schée das Glycerin entdeckt, und dieses wurde im Jahre 1847 von dem Italiener Sobrero durch Zusatz von verschiedenen anderen Stoffen als Nitroglycerin als Sprengstoff hergestellt. Dieses war aber so gefährlich, daß es fast überall, wo Nitroglycerin als Sprengstoff verwendet wurde, Unglücksfälle gab, und es wurde von verschiedenen Seiten angeregt, daß der Transport und die Verwendung von Nitroglycerin verboten werden sollte. Da kam ein Zufall Nobel zu Hilfe. Eines Tages im Jahre 1863 wurde eine Lonne mit Nitroglycerin undicht und begann zu laufen. Diese Lonne war in einer größeren Lonne mit einer sehr porösen und elastischen Erde verpackt, welche Nobel aus der Umgebung von Hannover importierte. Es war das sogenannte

Kieselgur. Nun zeigte es sich, daß diese mit Nitroglycerin durchtränkte Erde auch sehr explosiv war. Damit war das Dynamit in Wirklichkeit erfunden und es wurde am 19. September 1867 in Schweden patentiert. Diese Mischung bestand aus einer rötlichen teigartigen Masse, die sich aus $\frac{3}{4}$ Nitroglycerin und $\frac{1}{4}$ Kieselgur zusammensetzte. Das Kieselgur war aber nur eine Art Neutralisierungsmittel und blieb als eine weiche Masse zurück, wenn das Nitroglycerin explodierte. Deshalb experimentierte Nobel weiter, um eine andere Bindungsmasse herzustellen, die zusammen mit dem Nitroglycerin explodieren und verbrennen konnte. Dieses gelang ihm dadurch, daß er statt Kieselgur Schießbaumwolle und ein paar andere Stoffe verwendete, hauptsächlich dieselben Stoffe, die noch heute bei der Dynamitfabrikation verwendet werden.

Um sein großangelegtes, ideell abgefaßtes Testament richtig zu verstehen, muß man die eigentümliche Persönlichkeit Nobels kennen. Trotz

seiner uralten schwedischen Abstammung schien es, als ob Nobel in keinem Lande zu Hause war. Er sprach deutsch, englisch, französisch und russisch wie seine Muttersprache. Er wußte um alle intellektuellen, kulturellen, nationalökonomischen und sozialen Fragen, konnte im Augenblick Byron auf englisch und im nächsten Augenblick Turgenev auf russisch deklamieren.

Aber am meisten wird man Nobel als einen Mann der Arbeit schätzen.

Von seinen Arbeitern wurde Nobel sehr hoch geschätzt, und bis zu seinem Tode ist es in keinem seiner Betriebe zu einem Streik gekommen. Die Arbeit war das beste Gut seines Lebens und für ihn die einzige Quelle zum wahren Lebensglück. Deshalb verachtete er immer reiche Erben, weil er sagte: „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß große geerbte Vermögen niemals Glück bringen, da diese die Begabung nie zur Entwicklung kommen lassen. Ein jeder, der ein Vermögen hat, sollte darum seinen Erben nie mehr geben als gerade notwendig, um sich eine Existenz zu gründen.“

Alle diejenigen, die sich mit Nobel beschäftigt haben, verstehen meistens nicht den scheinbar großen Widerspruch zwischen seiner kriegerischen Erfindung und seiner Friedensliebe.

Die Erklärung dafür liegt in Nobels Auffassung, daß der Krieg zuletzt so furchtbar gemacht werden müsse, daß er dadurch unmöglich wird.

Erst dachte Nobel daran, nur einen Friedenspreis zu gründen. Aber durch die Worte von Pasteur: „Es ist das Fehlen an Wissen, das die Menschen trennt, nur die Wissenschaft kann die Menschen zu friedlicher Zusammenarbeit vereinigen“ wurde es Nobel klarer und klarer, daß neben den Friedensbestrebungen auch alle wissenschaftlichen Bestrebungen belohnt werden müßten, was er in seinem Testament, welches er im Jahre 1895 in Paris schrieb und unterzeichnete, deutlich hervor gehoben hat.

Sast 7 Jahre vergingen, bevor die erste Verteilung der Preise am 10. Dezember 1901 stattfinden konnte. Der Hauptfonds der Nobelstiftung ist momentan 30 739 302 schwedische Kronen, so daß die diesjährigen Preise 116 959 schwedische Kronen ausmachen. E. A.

Die Verteilung der Nobelpreise 1901–1926

Die bisher verteilten 127 Preise gingen nach folgenden Ländern:



Die Verteilung der Nobelpreise.

Von den 127 Nobelpreisen, die seit Begründung der Stiftung im Jahre 1901 zur Verteilung kamen, gingen nicht weniger als 28 nach Deutschland, das damit an der Spitze aller Kulturländer steht. Bei der ersten Verteilung betrug der Nobelpreis 150 782 Kronen, infolge der hohen Besteuerung und der Verwaltungskosten ist er aber jetzt auf 114 935 Kronen gesunken.

Kein Maientanz ist eines großen Mannes Leben, sondern ein Kampf und ein Marsch, ein Krieg gegen Fürstentümer und Mächte. Es ist kein müßiger Spaziergang durch duftige Drangenhaine und grüne, blumige Wiesen in Begleitung der singenden Mäusen und der rosigen Horen, sondern eine ernste Pilgerfahrt durch glühende Sandwüsten, durch Regionen von Schnee und Eis.

Carlisle, „Arbeiten und nicht verzweifeln“.

Schwebeschlepper oder Wasserstraßenbahn?

Beide Namen sind ungewohnt, neu. Aber klingen sie etwa fremdartiger an als der eiserne Kletteraffe, der auf nebenstehendem Bilde irgendwo in der Weltgeschichte an einer Stahlschiene sich durch die Luft hangelt und ein Boot an einer Hundeleine hinter sich her zerrt? Und sich anheischig macht, Dampfer und elektrische Treidellokomotive mit seinem „Nusseffekt“ an die Wand zu drücken? Und — technisch-kompliziert gesprochen — „einen neuen Weg zur Lösung des Problems des maschinellen Schiffszuges von fester Bahn“ zu weisen verspricht?

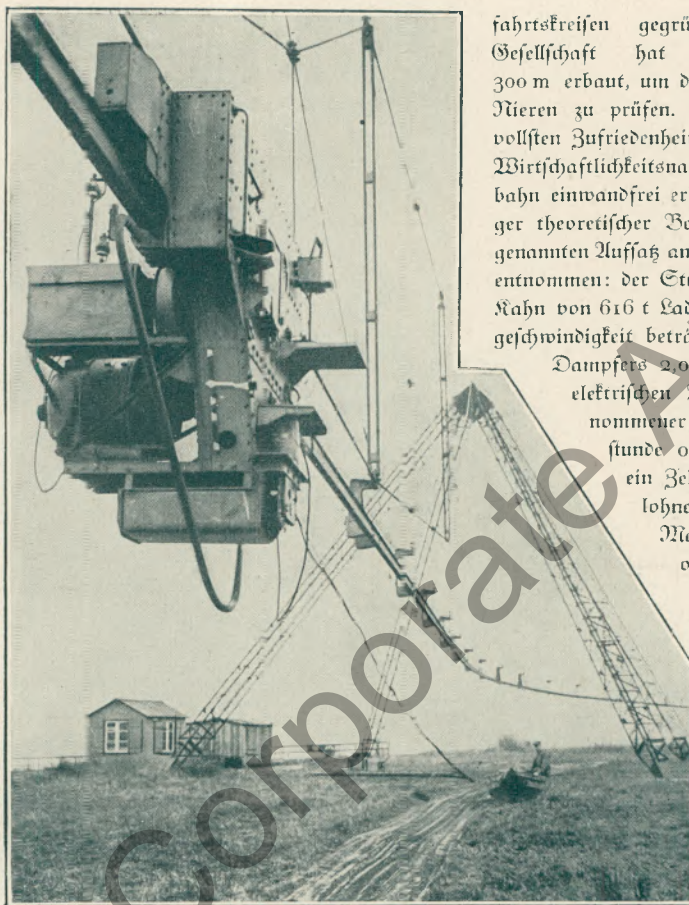
Aber im Grunde genommen ist der Name ja auch Nebensache. Die Hauptsache ist, der elektrische Schwebedampfer behauptet, einem Schleppdampfer gegenüber um ebensoviele Pferdelängen voraus zu sein wie der Raupenschlepper dem Hafermotor. Einige Vergleichszahlen lassen diese Behauptung nicht einmal ganz unglaublich erscheinen.

Ein normales Kanalschiff von 700 t Ladung, das mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 7 km in der Stunde geschleppt werden soll, verlangt 20 bis 30 verwertbare Pferdekkräfte. Um diese Kraft aufzubringen, braucht der Schleppdampfer eine Maschine von 186 Pferdekkräften! Rund 150 PS oder 84% der indizierten Stärke springen schwarz berußt zum Schornstein heraus oder opfern sich auf, um dem Dampfer selbst eine Eigenbewegung zu geben. Die elektrische Wasserkake benötigt, um 30 nutzbare Pferdestärken abgeben zu können, nur 40 indizierte; d. h. nur zehn davon oder 25% der aufgewandten Kraft gehen vorher verloren.

Diese in Nr. 6, 8 und 9 der Zeitschrift für Binnen-Schiffahrt veröffentlichten Aufsätze entnommenen Vergleichszahlen lassen das Interesse, das man in Wirtschaftskreisen der neuen Erfindung entgegenbringt, begreiflich erscheinen.

Von nicht alltäglicher Originalität zeugt der Gedanke, die Wasserkraft des Stromes in elektrische Energie umzuformen u. diese als Antriebskraft des Schwebeschleppers zu verwenden, so daß man auf Umwegen zu der auf den ersten Blick paradox anmutenden Lösung gelangt, mit Hilfe der Strömung selbst die Lastschiffe stromaufwärts zu schleppen.

Eine in Hamburg insbesondere von Schiff-



Die von der Wasserstraßenbahn-Gesellschaft erbaute Versuchsstrecke.

fahrtskreisen gegründete Wasserstraßenbahn-Gesellschaft hat eine Probestrecke von 300 m erbaut, um die Erfindung auf Herz und Nieren zu prüfen. Die Versuche sollen zum vollsten Zufriedenheit verlaufen sein und den Wirtschaftlichkeitsnachweis der Wasserstraßenbahn einwandfrei erbracht haben. Anstatt langer theoretischer Berechnungen sei dem schon genannten Aufsatz an weiteren Vergleichszahlen entnommen: der Stundenerschlepplohn für einen Kahn von 616 t Ladung bei 4,5 km Stunden-geschwindigkeit betrüge bei Verwendung eines Dampfers 2,03 Mk., bei Vorspann der elektrischen Wasserstraßenbahn (angenommener Strompreis pro Kilowattstunde 0,09 Mk.) 0,20 Mk., also ein Zehntel des Dampferschlepplohnes.

Man wird abwarten müssen, ob die Hoffnungen, die man an das neue Verkehrsmittel knüpft, ganz oder teilweise in Erfüllung gehen. Immerhin scheint das Ergebnis der Probestrecke dafür zu sprechen, daß insbesondere das Landschaftsbild der künstlichen Wasserstraßen in nicht allzuferner Zukunft ein anderes Gesicht erhält: anstatt rauchender Schloten berg- und talwärts-

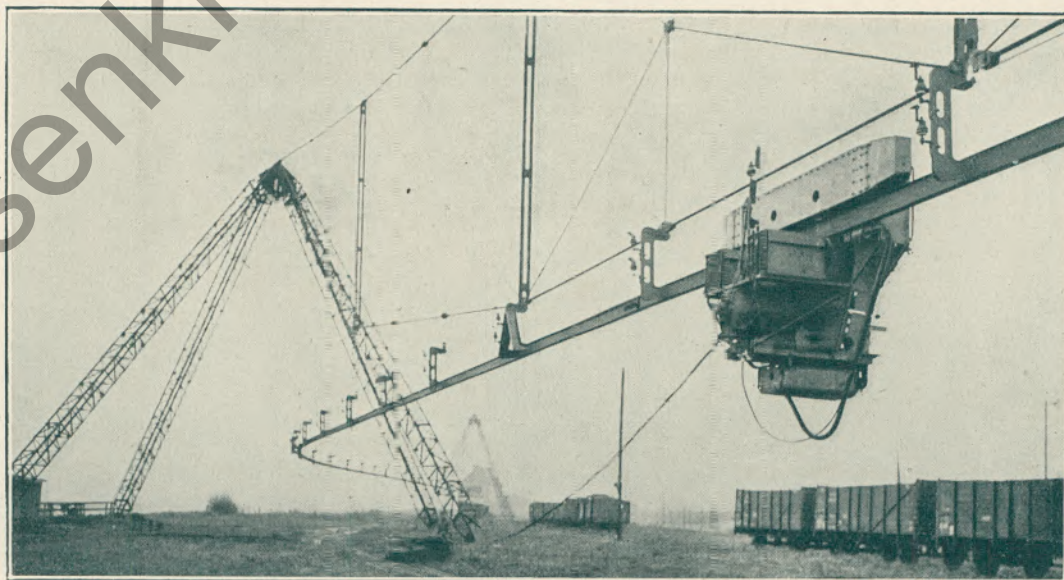
fahrender Schleppzüge ein Netz von Stahlmasten, an deren Säulen gewaltige Eisenkannen im Siebenkilometertempo entlangkriechen, träge Schleppkähne an einer Stahltrosse hinter sich herziehend.

Umwälzende Erfindungen setzen sich nicht von einem Tag zum andern durch. Widerstände technischer, wirtschaftlicher und organisatorischer Art

müssen überwunden, Interessenkämpfe siegreich durchgeführt werden, ehe der erste Spatenstich geschehen kann.

Was dafür spricht, daß der neuen Erfindung der Sprung vom grünen Tisch in die rauhe Welt der Wirklichkeit gelingt, ist die Erfüllung einer Hauptforderung unserer Zeit: Wirtschaftlichkeit!

W. D.



Seitenansicht des Schwebeschleppers.

Photothet.

An der Westfälischen Pforte.

Mit 5 Originalradierungen von Ernst Höfer.

Als Hauptbindeglied des Verkehrs zwischen Ost- und Westeuropa hat sich der viergleisige Köln—Berliner Schienenweg zu einer der meistbefahrenen Strecken des Kontinents entwickelt. Eine nicht endenwollende Fahrt durch ein in immer neuen versteinerten Welten sich zusammenballendes, rauchgeschwärztes Häusermeer, ein Mastenwald qualmender Schornsteine, ein fast ewig von schmutziggrauem Dunst verhängter Himmel ist die Bilanz der Teilstrecke im Industriebezirk, endloses Gleiten über eine eintönige, auf die Dauer ermüdend wirkende Landplatte ist das Fazit der Fahrt über die norddeutsche Tiefebene hin.

Grenzscheide zwischen den letzten Ausläufern des Industriebezirks (der Begriff hier im weitesten Umfange gefaßt) und den unendlich weit sich dehrenden, am Horizont verschwimmenden Feldern der norddeutschen Tiefebene und gleichzeitig einziger nachhaltender Eindruck hinterlassender Punkt ist die Westfälische Pforte, die Porta Westfalica.

In weitausholender Rundung um tiefgrüne Wiesen und goldgelbe Ährenfelder gelegt ein Bergkranz, schartig durchfägt vom blauen Band des einzig ganz deutschen Stromes, der Weser. Auf vorspringender Platte des einen Bergteils in großen, ruhigen Linien ein wichtig

emporstrebender Kuppelbau, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Das Gesamtbild ist von so einheitlicher Geschlossenheit, daß man es versteht, wenn von Jahr zu Jahr die Zahl derer zunimmt, welche sich mit einem flüchtigen

Blick vom vorbeihastenden Zuge aus nicht begnügen, sondern entweder in Porta selbst oder in der unweit gelegenen ehemaligen Hansestadt Minden die Fahrt unterbrechen, um sich einige Stunden oder gar Tage von einem der schönsten Plätze Westfalens schenken zu lassen.

Jeder, der einmal auf der Hochterrasse des Kaiserdenkmals auf dem Wittelandsberge gestanden und seine Blicke über das unter und vor ihm liegende westfälische Land bis weit in die norddeutsche Tiefebene hinein hat schweifen lassen, wird die Erinnerung daran dankbar mitnehmen in das Leben des Alltags und der Gewohnheit. Bei strahlendem Sonnenschein „weit, hoch, herrlich der Blick rings ins

Leben hinein“. Nach Süden hin Weserbergland, Teutoburger Wald und Solling in weichen, von licht- zu tiefgrün spielenden, sich überschneidenden Höhenlinien, nach Norden die in unendlicher Weite sich dehrende Tiefebene, am fernsten Horizont bei klarem Licht und im Süden stehender Ernte die nadelfeinen Türme der Hansestadt Bremen. Bei verhängtem Himmel weißlich-graue



An der Westfälischen Pforte.



Blick von der Denkmalterrasse auf das Weserbergland.



Blick durch die Westfälische Pforte auf Minden.



Der Dom zu Minden, Nordseite.



„Kleinstadt“.

(Minden, Blick auf Rathaus und Marktplatz.)

Wolkenballen in seltsamem Kontrast zu den tiefdunkelgrünen, in weitgedehnten Schwingungen verlaufenden Kammlinien des Berglandes, die Täler mit Nebelfetzen verhängt, in der Tiefebene Himmel und Flachland grau in grau miteinander versließend, ein verlorener Sonnen-

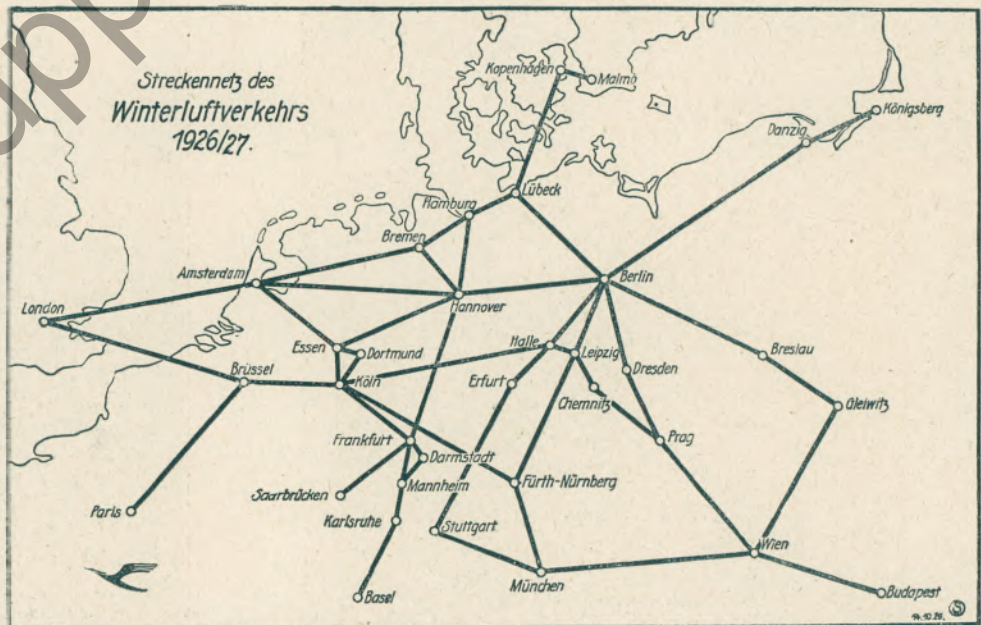
strahl über die aus dem grünen Rahmen der die ganze Stadt einfassenden Anlagen herauswachsenden Kirchen Mindens hinjitternd. Jeder Ausschnitt bei aller Verschiedenheit ein in sich gerundetes und abgeschlossenes Bild der Herbsheit unserer norddeutschen Heimat.

Das Winterstreckennetz der Deutschen Luft Hansa.

Ein vergleichender Blick auf die Streckenarten des Sommerluftverkehrs und des seit 15. Oktober eingerichteten Winterluftverkehrs zeigt zwar eine Verringerung der Streckenanzahl, jedoch keine Veränderung in der grundsätzlichen Anordnung der Linienführung, d. h. keine Änderung der Struktur. Das charakteristische Merkmal des Winterstreckennetzes ist das stärkere Hervortreten der internationalen Verbindungen gegenüber den lokalen innerdeutschen, die wir als Zubringerlinien zu den Flughäfen der Strecken von europäischer Bedeutung bezeichnen können.

Deutschland als Herzland Europas hat die Linienführung seiner Flugwege schon bei Aufstellung der Luftverkehrspolitik Richtlinien in den Anfangsjahren der Entwicklung nach den Gesichtspunkten der Erfordernisse des europäischen Luftverkehrs eingerichtet. So war die Streckenführung in westöstlicher und nord-südlicher Richtung von vornherein gegeben und eine Änderung in den letzten Jahren nicht notwendig geworden.

Außer den bekannten Linien, die die Deutsche Luft Hansa allein oder in Betriebsgemeinschaft mit ausländischen Luftverkehrsgesellschaften fliegt, zeigt der Übersichtsplan des Winterluftverkehrs 1926/27 eine Reihe von Strecken, die von ausländischen Gesellschaften allein besolgt werden. Wir nennen als solche Strecken: Paris—London, die Eidenstrecke Paris—Fürth/Nürnberg—Prag—Warschau, mit Ab-



zweigung in Prag nach Wien—Budapest—Belgrad—Bukarest—Konstantinopel, die polnischen Luftverkehrslinien, die französisch-afrikanische Linie über Spanien nach Dakar, die Strecke Reval—Helsingfors und nicht zuletzt die von Adria Aero Lloyd betriebenen Linien Tirana—Valona und Tirana—Korça in Albanien.

Zeit im Bild

Ein deutscher Kleinstadtwinkel



Oben: Giebel mit der Schwarzenburg

Phot. G. Hesse.

Rechts: Miami in Florida. Die schwarzen Streifen sind an Straßenkreuzungen wartende Automobile

ein amerikanisches Großstadtbild.



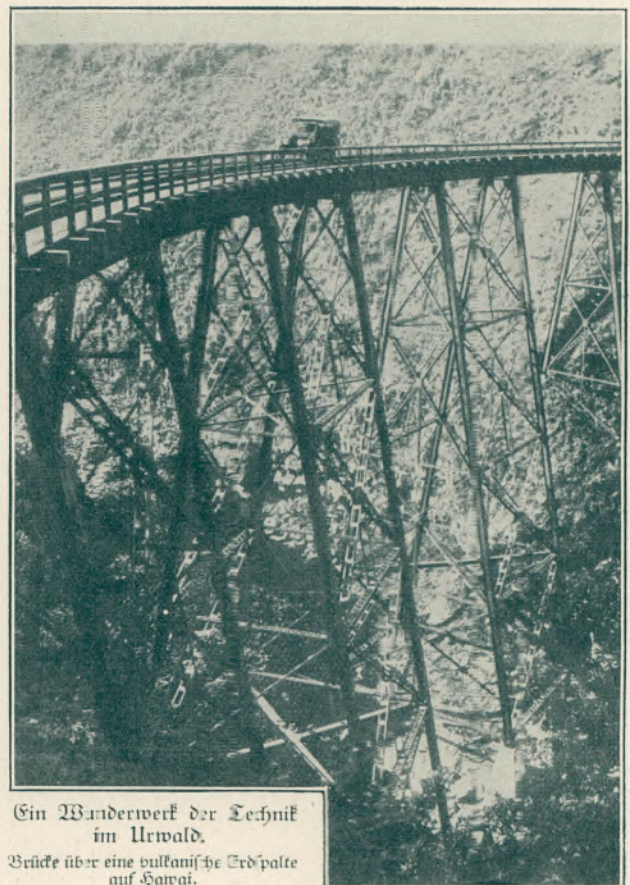
Photo Scherl.



Essbare Röße.

Photo Scherl.

Transport von Kokosnüssen auf dem Dagkajan-Fluß (Philippinen)



Ein Wanderwerk der Technik im Urwald.

Brücke über eine vulkanische Erdpalte auf Hawaii.

Photo Scherl.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

Düsseldorf (Schauspiel).

Maria Stuart. Aufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus, Regie Berthold Viertel. Das letzte Jahrzehnt hat die Klassiker in eine wenig beneidenswerte Rolle gedrängt. Schiller, Goethe, Kleist und Shakespeare blieb allmählich nur die Wahl zwischen einem Trapez für sensationshungrige Regisseure oder einem farbenprächtigen Hintergrund für routinierte Einzeldarsteller. Reinhard gab „Hamlet“ dem „göttlichen“ Moissi zuliebe; Jessner frisierte im Berliner Staatstheater Karl Moor mit einer Toller-Tolle; Ziegel klebte dem gleichen Knaben Karl in den Hamburger Kammerspielen ein Monofel ins Auge und setzte ihn auf den Barschemel; Jessner gab „Wallenstein“, um zu zeigen, daß dem Schauspieler Werner Krauß die zwischen einer Abend- und Nachtvorstellung liegende Pause genügte, um Kostüm und Maske des lederkollernden Wallensteins mit Erfolg gegen den weißen Kragen eines Etonschülers in „Charlens Tante“ zu vertauschen. Die Berliner Illustrierte brachte pflichtschuldigst (oder als Reklamevorspann?) am nächsten Tage in einer Millionenaufgabe die beiden Bilder nebeneinander mit der Unterschrift: „Ein verwandlungsfähiger Schauspieler“. Nicht der Schillersche, sondern der Kraußsche Wallenstein war die Hauptsache.

Ob man von der Düsseldorfer Aufführung der „Maria Stuart“ in der Presse ebensoviel Aufhebens machen wird? Wahrscheinlich nicht; denn der verantwortliche Regisseur Berthold Viertel hatte auf die übliche „moderne“ Regieführung völlig verzichtet und brachte sich dadurch um jede Aussicht, als Schöpfer einer revolutionären Aufführung von der Presse beachtet zu werden. Leute, die sich Sensationen versprochen, sind nicht im geringsten auf ihre Kosten gekommen. Man gab nur Schiller. Nur. Aber mit einer Pietät und Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit und trotzdem mit einer seelischen Vertiefung, die das Geschaute zu einem Erlebnis werden ließ, für das man vergeblich nach Vergleichsmaßstäben suchte.

Die Düsseldorfer Aufführung der „Maria Stuart“ ist wert und geeignet, wegweisend für eine neue Schauspielkunst zu werden; für eine Richtung, die in bewußtem Gegensatz zu den Gepflogenheiten des letzten Jahrzehnts versucht, die Ewigkeitswerte eines Klassikers im eignen Glanze leuchten zu lassen, anstatt die Strahlen im Hohlspiegel des Regisseurs aufzufangen und sie dann verzerrt in das geduldige Parkett zu werfen, kurz eine Richtung, die ihre Ehre darin setzt, sich hinter und nicht vor den Dichter zu stellen. d.

„Sakuntala“. Ein dramatisches Gedicht von Kalidasa. Erstaufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus. Ein Werk der Weltliteratur aus dem indischen Kulturkreis, dessen Entstehungszeit nicht allzuweit ab von der Völkerwanderung fällt und dem eineinhalb Jahrtausende nichts von seinem Schimmer zu nehmen vermochten. Der Versuch des Schauspielhauses, in einer beachtenswerten, sorgfältigen Vorbereitung und eingehenden Quellenstudium verratenden Aufführung dem dramatischen Gedicht (bearbeitet von Kornfeld) dramatische Gestalt zu verleihen, ist höchster Anerkennung wert. Wenn die Aufführung nicht restlos befriedigte, so lag dies vor allem daran, daß man von der falschen Voraussetzung ausging, die Theatertechnik des 20. Jahrhunderts könnte der Regieforderung des Dichters am besten dadurch gerecht werden, daß sie im Bühnenbild Märchenhaftes möglichst gegenständlich darstellte. Bronziert-tänzende Götterboten, ein Mond, der eine halbe Stunde auf der gleichen Stelle steht und dann losrast, um rechtzeitig unterzugehen, zwei im Kampfenlicht fragwürdig erscheinende Verkehrsmittel zum indischen Olymp und eine Wolkendecke „Zur schönen Weltaussicht“ drückten die Märchenstimmung gelegentlich roh und lieblos an die Wand, ohne glücklicherweise den oben wiedergegebenen Gesamteindruck wesentlich beeinträchtigen zu können. d.

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Es läßt sich nicht leugnen, sowohl in der Oper wie auch im öffentlichen Konzertleben werden in letzter Zeit die Zeitgenossen über Gebühr vernachlässigt. Gewiß bilden die Klassiker ein unantastbares Kulturgut; aber unsere Zeit hat kein Recht darauf, die Stimmen der Lebenden (die zu allen Zeiten gehört wurden!) ausschalten zu wollen. Man braucht nicht um jeden Preis Schrittmacher der Modernen

zu sein, wenn hier einem gerechten Ausgleich das Wort geredet werden soll. Was nützen da aber alle Versprechungen, wenn fast keine einzige von ihnen eingehalten wird? Der Spielplan des Stadttheaters wurde zudem nur um sehr wenige Neueinstudierungen bereichert. Die Wiederbelebung des „Lohengrin“ hielt sich in ähnlich bescheidenen Grenzen wie die des „Fliegenden Holländer“. Musikalisch war nicht alles so fein durchgegliedert, daß das Gralswunder zur Gläubigkeit hätte zwingen können. Auch das Szenische berührte sehr häufig unfrei. Bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit darf das nicht verschwiegen werden. Einen wirklich glücklichen Griff tat man dagegen, als man Rubers „Fra Diavolo“ wieder ausgrub. Diese leichtflüssige, vom Spielwillen geführte Musik steht doch der Gegenwart viel näher, als der Oberflächliche vermuten sollte. Und da Dr. Friedrich Schramm, von ausgezeichneten Kräften unterstützt, mit geradezu ergötzlicher Redlichkeit die Regie führte, so darf man diesen Abend als den vorläufig besten des ganzen Winters bezeichnen.

Im Schauspielhaus kehrte das Theater der Stadt Münster als Gast ein. Es vermittelte die Bekanntschaft mit einem jener alten Opernkomponisten, den unsere eigene Bühne wohl schon versprochen, doch noch nicht beschert hat: mit G. F. Händel. Er, der bisher nur als der bedeutendste Vertreter des Oratoriums galt, ist erst seit kurzem für die Bühne neu entdeckt worden. Man sollte ihn ernstlich wieder aufleben lassen, denn die Fühlung mit solch gesunder, quellfrischer Musik tut uns allen dringend not. Von der reinen Schönheit und der Tiefe dieser musikalischen Linien geht eine Kraft aus, die erhebt und läutert. Allerdings hatten die Münsteraner — trotz großer Einheitlichkeit der Leistungen — nicht die Fähigkeit, von ihrer Sendung zu überzeugen, weil sie den Stil nicht sicher trafen und auch manchen unerfreulichen Mangel im Musikalischen erkennen ließen. Daß sie sich aber trotz so mancher Unzulänglichkeiten für diesen „Ezio“ einsetzten, soll ihnen als wertvolle Anregung nicht vergessen werden. Hoffentlich folgt unsere eigene Bühne recht bald den hier gewiesenen Spuren!

Auch in den Konzerten des Musikvereins und des städtischen Orchesters gelangten die versprochenen Neuheiten nicht zur Wiedergabe. Dennoch mußte man seine helle Freude daran haben, wie Hans Weisbach anerkannte Werke mit blutvoller Wärme erstehen ließ. Mag es sich nun um die dämonische Unrast und den befreienden Schlussschwung der Mahlerschen Auferstehungs-Sinfonie handeln oder um den von der Grazie des zweiten Satzes unterbrochenen Pessimismus der Tschaikowskyschen Pathetik, mag es die Gradlinigkeit Handels sein oder der elementare Aufbau von Beethovens Fünfter, oder mag er gar eine der Ungarischen Rhapsodien von Liszt mit seinem trefflichen Orchester in musikalischer Urwüchsigkeit Klang werden lassen — stets hat man das Gefühl, nicht nur von einem ausgezeichneten Kömmer, sondern auch von einem durchaus gesund und tief empfindenden Künstler geleitet zu werden. Eine Auslese der besten Solisten hinterließ nachhaltigste Eindrücke: die jugendliche Lubka Kolesa spielte hinreißend Liszt, Bronislaw Huberman mit echtem Künstlertum Brahms.

Einen Höhepunkt musikalischen Genusses, der in der Reinheit alter Musik förmlich schmelzen ließ, bildete ein wundervoll ausgeglichenes Konzert des Kölner Kammerorchesters unter Leitung des feinsinnig gestaltenden Hermann Abendroth. Eine Beethoven-Feier ganz besonderer Art ist im Rahmen des Collegium musicum geplant. Der große Tondichter schaltet hierbei mit seinen eigenen Werken völlig aus; statt dessen wird der Weg ausgewiesen, der zu ihm hinführt: „Die Entwicklung der Sinfonie bis Beethoven“. Nach sachlich einleitenden Vorträgen sollen die Werke längstvergessener Meister erklingen. Bereits der erste Abend zeigte, daß hier noch mancherlei vollkräftige Werte zu heben sind. Es ist nicht nur ein historisches Interesse, sondern ein wahres Labfal, wenn Dr. Alfred Gröblich etwa eine Streichorchester-Suite von Christoph Forster (1693 bis 1745) aufblühen läßt in all ihrer Frische und Naivität. Ebenso wohl tat es, im Bach-Verein unter Dr. Joseph Neyses die Wiedererweckung zu Unrecht fast vergessener Werke Handels miterleben zu können. Gedenkt man außerdem noch der wundervollen Beethoven-Morgenfeier des Rosen-Quartetts, so müssen neben der geschlossenen Wirkung dieser kammermusikalischen Darbietungen die Leistungen der vielen Solisten — trotz manches Gelungenen — verblaffen. E. H.

Stadttheater Hamborn. Eine Aufführung von Chavos „Candida“ war interessant und für die Darsteller ein schöner Erfolg. Das Stück selbst mit der stark verstandesmäßigen, geistreichen Pointierung Chavos, mit seiner Ironie und seinen Paradoxen ließ die Zuschauer trotz der unstreitig feinen und tiefen psychologischen Begründung nicht recht warm werden und blieb ohne Nachklang.

Hamborner Operettenaufführungen. „Die Geisha“ von Sidney-Jonas, ein typisches Tanz- und Ausstattungsstück, hatte, als sie zuerst nach Deutschland kam, deshalb ungeheuren Erfolg, weil einmal bei uns zu der Zeit ein Mangel an zugkräftigen Operetten herrschte, andererseits der exotische Stoff und das japanische Milieu gefielen. Der Theaterleiter Kaufmann und seine Leute zeigten, daß sie es verstehen, eine Operette richtig anzufassen. Die Bühnenbilder geschmackvoll und farbenprächtigt, krasses Spiel aller Darsteller, sichere und saubere Darbietung der leichten Musik mit ihren Schlagern und Couplets. — Jean Gilberts Lustspiel mit Musik „Dorine und der Zufall“ ist Singspielmarke mit einigen die flotte Hand des Komponisten verrätenden ganz hübschen Schlagern, die in der Erinnerung haften, zumal da, wo die Verwendung von Jazz-Elementen der Musik eine moderne Tanznote gibt. Ks.

Nachwort der Schriftleitung: Chavos „Candida“ als einziges überhaupt ernst zu nehmendes Stück „ohne Nachklang“; als sonstige Monatsbilanz „ein typisches Tanz- und Ausstattungsstück“ und „eine Singspielmarke mit in der Erinnerung haftenden Jazz-Elementen“! Gehen die künstlerischen Ansprüche Hamborns wirklich nicht höher? Oder ist das etwa die erste Monatskostprobe des „Musterbeispiels“, das nach Vorankündigung des Hamborner Theaterbüros „bahnbrechend im Industriegebiet wirken würde“? Wir können uns mit dem besten Willen einen Vorkämpfer wahrer Kunst mit der Geisha zur Linken und der zufälligen Dorine zur Rechten ohne sonstige Rückendeckung nicht vorstellen. Oder sind die Hamborner Kunstfreunde anderer Ansicht? U. A. w. g.

Dortmunder Oper. Die Reihe wertvoller Neueinstudierungen durch unsere Oper wurde fortgesetzt mit Richard Wagners „Tristan und Isolde“. Man weiß, daß der „Tristan“ Wagners persönlichstes Werk ist. Seine Liebe zu Mathilde Wesendonck, die des Werkes Veranlassung und tiefster Inhalt ist, hat in der deutschen Literatur nur ein ebenbürtiges Gegenstück: Goethe und Frau von Stein. Was dort die „Iphigenie“, ist hier die Offenbarung einer aufgewühlten Seele im „Tristan“. Solch ein Bekenntnis persönlichster Art wird immer dem objektiven Verstehen schwere Schranken setzen. Insbesondere dem zweiten Akte wird nur der volle Verstandnis entgegenbringen können, der selbst „ein großes Leid durch sonnigste Tage getragen hat“. Die Stimmungen Gottfrieds von Straßburg klingen eng an die zitternden Klänge an, die Wagner in Triebischen durchkostet und durchlitten hat. — Der Versuch, die auf den höchsten Grad vergeistigte Musik dieses Dramas in die Wirklichkeit umzusetzen, wird immer einen Rest von Ungeklärtem und Unverstandenen zurücklassen. Jede Darstellung wird also in diesem Sinne gewertet werden müssen. Dem Ideal nahegekommen zu sein, bedeutet hier Vollendung. Unter dieser Voraussetzung darf man die Aufführung in unserm Theater als gut bezeichnen. — Die Wiederaufnahme des „Jar und Zimmermann“ in den Spielplan wurde von einer zahlreichen Vorzings-Gemeinde dankbar begrüßt. Gefällige, vom Herkömmlichen abweichende, geschickt zusammengestellte Bühnenbilder, lebendige Ausgestaltung der vom Meister besonders liebevoll bedachten Ensemble Szenen und eine rhythmisch geschlossene und klangschöne Wiedergabe des Musikalischen stützten den vortrefflichen Eindruck, an dessen Erzielung neben dem frisch und sicher singenden Chor auch das Orchester wesentlichen Anteil hatte. — Leider kann gleich Gutes von der ersten Aufführung der Operette „Die Geisha“ von Sidney-Jones im Burgwalltheater nicht gesagt werden. Trotz einer Reihe hübscher und guter Einzelleistungen lag über der Darbietung eine Müdigkeit, die weder auf der Bühne noch im Zuschauerraum die rechte Stimmung aufkommen ließ. So sehr wir die Verdienste Dr. Arons bei Opern-Inszenierungen im Großen Hause schätzen, so war er doch hier fehl am Ort. Alles war zu dickflüssig und zähe, zu stark opernhast aufgezogen. Im Wesen von Oper und Operette liegen doch zu starke Gegensätze, als daß beide auf die Dauer von einer Hand könnten betreut werden. Soll das Burgwalltheater auch weiterhin der leichtgeschürzten Muse dienen, wird man um die Wiedereinstellung eines Operetten-Regisseurs nicht herumkommen. Kuhring.

Dortmunder Konzerte. Das Städtische Orchester unter Wilhelm Sieben gab 3 Sinfoniekonzerte. Im 1. erklang als Neuheit das sinfonische Gedicht „Fontane di Roma“ von Respighi. Das vielfarbige Werk mit seinen schwellenden Harmonien und seiner schwärmerischen Melodik wurde gut aufgenommen. Dann hörte man durch Prof. Felix Berber (München) das herrliche Brahmesche „Violinkonzert“. Zuletzt Beethovens „Vierte Sinfonie in B-Dur“, höchst plastisch und in biegsamer Rhythmik. — Das 2. brachte als Höhepunkt die klangsprühende und gedankenvolle „Sinfonia domestica“ (op. 53) von Richard Strauß. — Im 3. erkante Anton Bruckners hier zum ersten Male gehörte „Erste Sinfonie in C-Moll“. Kühngeschwungene Melodiebögen, interessante Harmonik und blühendes Klangkolorit bilden ihre besondere Note. Unter Siebens überlegener Führung strahlte das Orchester in Wohlklang. Einen schönen Abschluß bot Mozarts „C-Dur-Sinfonie“, auch „Jupiter-Sinfonie“ genannt, deren Majestät und Glanz voll und ganz zum Ausdruck kam.

Fritz Reuter.

Kunstausstellung in Hamborn. Die Düsseldorfer Künstlergruppe „Eiland“ veranstaltete Mitte Dezember im Kasinoaal der August Thysen-Hütte Hamborn eine Ausstellung von Gemälden und Plastiken, die eine Reihe beachtenswerter Kunstwerke aufwies.

Das rege Interesse der Werksangehörigen an der Ausstellung bewies, daß das Verlangen nach geistiger Nahrung größer ist, als „kluge“ Leute annehmen. Nur darf die Nahrung nicht in Museen eingekellert, sondern muß — griffbereit sein.

Was man sich in der Pause erzählt.

Zurückgegeben.

Bei Neureichs soll das Elektrische neu montiert werden. Als der damit beauftragte Monteur sich bei Frau Neureich meldet, wendet sich diese an ihre Zofe: „Lina, tragen Sie mal meinen Brillantschmuck in die Schlafkammer und schließen Sie diese gut ab.“

Seelenruhig zieht da der Monteur seine Uhr aus der Tasche und gibt sie dem Mädchen: „Bitte, nehmen Sie meine Uhr auch gleich mit. In diesem Hause scheint's recht unsicher zu sein.“ (Ill. Köln. Ztg.)

*

„Was glauben Sie? Meine Erziehung hat 30 000 Mk. gekostet.“ „Ja, es ist merkwürdig, wie wenig man heutzutage fürs Geld bekommt.“ (Ill. Köln. Ztg.)

*

Gelöstes Problem.

Eine Großstädterin sah auf dem Lande zum erstenmal die Anlage eines Briestaubenzüchters und qualte den Mann mit ihren Fragen. „Fliegen Ihre Tauben wirklich so weit?“

„Ja.“

„Und finden die immer wieder in ihren Schlag zurück?“

„Ja.“

„Auch aus dem Ausland?“

„Ja.“

„Aber wenn sich doch mal eine Taube im Wege irt?“

„Das macht nichts, liebe Frau,“ sagte der Züchter. „Meine Tauben sind mit Papageien gekreuzt und da können sie immer mal unterwegs fragen.“ (Tag.)

*

Ausrede.

„Kellner, hier finde ich in der Suppe eine Nadel.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr — das ist ein Druckfehler, es soll eine Nudel sein.“ (Tag.)

*

„Und wenn ich mal nicht heirate, muß ich dann so 'ne alte Jungfer werden wie Tante Käthe?“

„Wahrscheinlich, mein Kind.“

Schweigen; Arsel denkt angestrengt nach. Schließlich seufzt sie tief auf und sagt:

„Mutti, wir Frauen haben doch ein schweres Leben, nicht?“ (Berl. Ill.)

*

Macht der Gewohnheit.

Autofahrer (zum Einbrecher, der ihm mit der Blendlaterne ins Gesicht leuchtet):

„Warum geben Sie denn kein Signal?“



Radierung von E. Peters-Offen

Koherei

Barbaria-Verlag, München

kürliche ist, man läßt nach und spürt plötzlich, daß der Hals sich viel freier halten kann. Die Einengung des Luftstroms, die bei fast allen Menschen im Halse stattfindet, fällt plötzlich fort, man fühlt sich frei. Wenn man dies jederzeit bewußt herstellen kann, fühlt man, daß auch alle Bewegungen die Atmung nicht nur nicht stören, sondern immer mehr vertiefen können. Man ermüdet nicht, sondern wird frischer durch die Arbeit. Und nun übertrage man dies auf das Leben: daß wir immer frischer und leistungsfähiger werden sollten, je mehr man von uns verlangt.

Eigentlich haben wir uns das Leben so vorgestellt, und wir können immer wieder sehen, daß Menschen mit Höchstleistungen frischer sind als diejenigen, die nichts tun. Und wenn wir die erfolgreichen Menschen beobachten, können wir oft sehen, daß sie die wundervolle Beweglichkeit des Reagierens, des steten Wechsels von Aktivität und Passivität, haben. Sie haben den beweglichen Atem. Leicht erreichbar ist das nicht. Unsere Schüler konstatieren jedenfalls immer wieder mit sehr geringer Freude, daß man nur eine Handlung zu denken braucht und schon spürt, wie man starr wird, wie man seine Leistungen behindert. Man ist so daran gewöhnt, daß es schwer fällt, diesen Unsinn zu lassen.

Bei schwierigeren Situationen, etwa bei einem Streit zwischen Ehegatten oder beim plötzlichen Erscheinen eines Vorgesetzten, sehen wir, daß dieses Hochziehen des Atems und der Krampf in der Zwerchfell- und Magenegend beängstigende Dimensionen annimmt. Der Atem setzt aus oder wird hastig eingeatmet, und die Lage, die wahrscheinlich die höchste Beweglichkeit von uns verlangt, ist rettungslos verloren. Wir kennen diesen Zustand wohl alle als Verlegenheit, Angst, Müßstimmung, Zerkahrenheit im Geistig-Seelischen und als verlegenes Spiel mit Armen und Beinen, als Zittern im körperlichen Zustand. Wenn man sich schon bewußt ist, wie man diesen Zustand der Verkrampfung aufhebt, sich also loslassen kann, so ist man plötzlich der Situation gewachsen. Der Atem fließt freier, die geistige Verwirrung läßt nach, und man kann sich seiner Fähigkeiten wieder bedienen.

Das Bekämpfen dieses Zustandes der Verkrampfung geschieht einfach schon dadurch, daß wir daran denken, und je öfter wir daran denken und je mehr wir uns daran gewöhnen, gerade bei kleinen Anlässen, die uns ja viel eher Zeit dazu lassen als große, nachzuforschen, ob die Störung nicht in der Atmung liegt, desto leichter und selbstverständlicher wird die Abhilfe. Wir werden bald aufpassen, die wohltätigen Folgen zu spüren: so wie wir den Atem losgelassen haben, merken wir sofort, daß uns die Starrheit verläßt. Das ist es, was wir erfahren und erleben müssen: wie in dem Augenblick, in dem wir den Atem zur Folgsamkeit gebracht haben, wir das Gefühl des Lebens in uns bekommen. Aber noch mehr: diese Atemverkrampfung steht in inniger Beziehung zur falschen körperlichen Spannung. Niemals können wir zur körperlichen Entspannung gelangen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Atemtätigkeit von jeder Verkrampfung befreit ist.

Diesen Zusammenhang zwischen Atem und körperlicher Bewegung müssen wir erkennen und erfüllen, die Übereinstimmung müssen wir gut durchführen. Damit schaffen wir uns die Erkenntnis, daß auch die vom Leben geforderten Leistungen nicht so überwältigend schwer sind und ausgeführt werden können unter großer Schonung der Kräfte, und nicht mit dieser uns gewöhnlichen höchsten Anstrengung und dem üblichen Getöse.

Wir haben im Verlauf dieser Gedankengänge zu oft das Wort Verkrampfung benutzt, so daß wir auch des näheren darauf eingehen müssen. Ich habe versucht aufzuzeigen, wie sehr Verkrampfung an Atemstörungen und diese wieder an Störungen im Seelischen gebunden sind. Lösungen oder Entspannungen sind also durchaus davon abhängig, daß wir imstande sind, eine lebendige Vorstellung davon in uns

zu erzeugen und diese mittels geeigneter Übungen zu verwirklichen.

Entspannung ist für uns ein Zustand der höchsten Reagierfähigkeit, eine Stille in uns, eine Bereitwilligkeit, auf jeden Reiz richtig zu antworten. Wenn wir lesen, daß die Araber die Fähigkeit haben, nach stundenlangem Marsch durch die Wüste sich 10 Minuten bewegungslos in den Sand zu werfen und sich in diesen 10 Minuten so zu regenerieren, daß sie stundenlang weitergehen können, so ist uns dies ein Beispiel für Entspannung. Wenn wir hören, daß große Geschäftsleute oft einen Augenblick ganz bewegungslos verharren, während alle ihre Sinne nach innen gezogen sind, und daß sie auf einmal, wie aufwachend, Dispositionen treffen, die durchaus die einzig möglichen sind, so ist es klar, daß in diesem Augenblick des Abwesendseins eine Entspannung erfolgt ist. Diese Entspannung suchen wir. Sie läßt sich am leichtesten erreichen durch Empfindung der Schwerkraft.

Die Schwerkraft müssen unsere Glieder begreifen und fühlen lernen, ja jede Zelle in uns muß wieder die Fähigkeit erwerben, ihr folgen zu können. Wer von uns liegt zum Beispiel im Bett zum Schlafen richtig, entspannt und, der Schwerkraft entsprechend, wie ein schlafendes Tier? Wenn wir versuchen, die Schwere überall im Körper zu fühlen, auch im Kopf, dann kommen wir in einen Zustand, wo die Natur die Arbeit für uns übernimmt. In dem Maße, wie wir uns in die physikalisch richtige Lagerung bringen, stellt sich die richtige Atmung ein, nicht die willkürliche Atmung mit großen Aktionen des Brustkorbes, sondern eine ruhige Atmung. Der Atem fließt unmerklich hin und her, und damit stellt sich der Schlaf ein.

Dann beim Stehen: wir müssen fühlen, wie wir unser Gewicht an die Erde abgeben, Pfund für Pfund, und wie dabei die Füße immer leichter werden. Es tritt das Paradoxon ein: je schwerer wir werden, desto leichter, ruhiger werden wir.

Beim Sitzen müssen wir uns aufrecht halten; solange wir krumm sitzen, stören wir den ganzen inneren Betrieb. Man kann fühlen, wenn man sich aufrichtet, wie der Atem sofort ruhiger und befriedigender wird. Man kann übrigens oft beobachten, daß ermüdete oder gelangweilte Menschen, um zu sich zu kommen, sich etwas zu erfrischen, sich aus der krummen Haltung nachdrücklich aufrecken. Beim Sitzen müssen wir immer frei schwingen in den Gelenken mit gestrecktem Bauch, gestreckter Wirbelsäule. Wenn wir dann vorschwingen, bekommen wir eine Dehnung der oberen Lungenteile. Das ist dieselbe Dehnung, die wir so wohltätig empfinden beim Schwimmen und besonders beim Gehen gegen den Wind.

Als Wesentlichstes muß man festhalten: alles Korrigieren von außen her hat wenig Wert. Es muß eins mit dem andern so durchdacht, durchfühlt, mit den tausendfachen Vorkommnissen im Leben untrennbar verbunden werden, daß es zum Wesen des Menschen wird, daß es jeden Augenblick instinktiv ausgeführt wird. Nicht das ist erworbener Besitz, was wir auf Kommando ausführen können, sondern dasjenige, was bei plötzlicher Veranlassung ohne Überlegung sofort geschieht.

Nun noch einige Worte über Spannung; sie kommt scheinbar etwas schlecht weg in unserer Arbeit, aber ich muß sagen: nur scheinbar! In Wahrheit ist es so, daß nur wer wirklich entspannen kann, auch Spannungen haben kann. Darunter verstehen wir den schönen Wechsel der Energien, der auf jeden Reiz reagiert, der zunehmen, abnehmen kann nach der Beanspruchung. Wir verstehen darunter vor allem jenes starke Gefühl der Kraft, die Mühelosigkeit einer Leistung, kurz ein gesteigertes Lustgefühl. Spannung, wie wir sie verstehen, ist die Möglichkeit, die größten Widerstände mit einer gesteigerten Atmung zu überwinden. Spannung ist für uns der größte Gegensatz zum Krampf. Ausarbeiten wollen wir uns gern, aber nicht verarbeiten.

Ferientage erholungsbedürftiger Industriejugend.

Von Gewerbeoberlehrer Holz.

An der Straße von Winterberg nach Berleburg, kurz vor Neuastenberg, steht am Bergeshang ein schönes Haus, eine Jugendherberge, das Eigenheim Astenberg des Zweigausschusses Sauerland vom Verband für deutsche Jugendherbergen. Wir hatten als erste das Glück, sie dreimal einen Monat lang als Standbleibe zu besitzen. Auf Anregung des Berufsschulamtes stellte das Gesundheitsamt Mittel zur Verfügung.

Niemlich plötzlich hieß es Mitte Mai mit dem Erholungsaufenthalt beginnen. Der hauptamtliche Berufsschularzt hatte bereits die Erholungsbedürftigsten herausgesucht. Nach den vorausgegangenen

In der dreijährigen Erfahrung hat sich eines als für die Erholung entscheidend herausgestellt: Jugendliche sind keine Kinder, die, besonders weil sie aus allen Lagern sich zusammenfinden, sich einfach durch Befehl und strenge Zucht führen ließen. Sie sind aber auch keine Erwachsenen, die nach der besseren Einsicht leben. Es ist daher eine Tageseinteilung zu finden, die bei höchster Zweckmäßigkeit den Jugendlichen dauernd in einer seelisch-spannenden Erregung hält, die keine Langeweile aufkommen läßt, ihn im Gegenteil zum Wundermittel der Erholung, zu einer ungezwungenen Fröhlichkeit führt. Außerdem muß der Tagesablauf ein solcher sein, daß der Jugendliche



Die Jugendherberge Astenberg.



Einweihung der Jugendherberge Astenberg.

Erfahrungen der beiden letzten Jahre sollten es nicht mehr als 25 sein. Zu ihnen kamen zwei Junglehrer als Führer und zwei Mädels aus der Jugendbewegung, welche die Hausarbeit überwachen und Zucht und Sitte hochhalten sollten. Jeder brachte besondere Qualitäten mit. Der eine Junglehrer war Sportler, der andere geprüfter Schwimmlehrer, das eine Mädel eine feine Lautenspielerin, das andere sang gut und hatte Erfahrungen in der Krankenpflege.

In drei Wochen waren alle Vorbereitungen zum Abschluß gebracht. Durch Wort und Schrift hatten wir Eltern und Jüngens auf das Ziel der Erholung einzustellen versucht. Wer mitsing, durfte nicht krank sein, sondern sollte vor einer dauernden Schwächung oder gar Erkrankung behütet werden. Sollte die Freizeit zur Erholung, d. h. wieder vollkommener Gesundheit führen, so mußte versucht werden, in planmäßiger Arbeit genügend langer Erholungszeit die Schwächung des jugendlichen Organismus zu beseitigen.

Welche Organe unserer erwerbstätigen Jugend leiden nun am meisten?

Abgesehen von der schwächeren Struktur des Großstädtlers im allgemeinen kommt es auf den Beruf an. Da wir noch in den Anfängen der Versuche stecken, sei es gestattet, einige Typen zu zeigen.

1. Die nach vorn arbeitenden Berufe, wie Bäcker, Tischler, Techniker, Kaufleute: drohende Verkümmern der vorderen Lungenpartie, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes durch falsches Ein- und Ausatmen, schlechte Entwicklung der Beinmuskulatur durch ungenügende Bewegung;
2. die in Staub entwickelnden Berufen Tätigen, wie Bäcker, Schreiner, Schleifer, Polierer, Steinarbeiter, Packer in Gewerbe und Handel, Polsterer, dazu die aus chemischen Fabriken: Durchföhrung der Lunge, Gefahr der Tuberkulose;
3. die Radfahrer, Ausläufer, Hausburschen usw.: kräftige Entwicklung der Beinmuskulatur, schwache Entwicklung der Arme, der Lunge, übermäßige Beanspruchung des Herzens, Neigung zu Erkältungen.

Für 1. wurden Bewegungs-, Atem- und Schwimmübungen und besonders Wandern vorgesehen. Für 2. sind die wunderbaren Wälder des Sauerlandes gut. Für 3. galt es Wege der Abhärtung zu finden.

gute Gewohnheiten, Selbstverständlichkeiten des wohlherzogenen Menschen mit in sein Leben nimmt oder sich ihrer bei entsprechender Gelegenheit erinnert, innerlich gehoben, vielleicht auch mit Wehmüt, Gram und Reue, der Wochen gedenkt, die er in innerer und äußerer Reinheit und idealer Gemeinschaft mit Gleichaltrigen und seinen Führern und Führerinnen verleben durfte.

Die gute Kost ist mit ein Kernpunkt der Erholung, hat aber nicht die Stelle einzunehmen, die ihr heute noch weite Kreise der Bevölkerung zuweisen.

Zusammenfassend ist zu sagen: Nur wenige Jugendliche führen ein sinngemäßes Leben, d. h. sie suchen daheim in der freien Zeit einen Ausgleich für die schädigenden Wirkungen des Berufs- und Arbeitslebens. Noch geringer ist die Zahl derjenigen, die selbst nach Erkenntnis, gebunden durch Familie und Umschicht, der Not der Zeit entsprechend im Sinne der Lebenserneuerung ein neues Leben bauen können: Ausschaltung von Nikotin und Alkohol, Ernährung nach dem Bedürfnis und nicht nach der Gewohnheit, Sehnsucht nach Wasser, Sonne und Luft. Denn: Sich erholen heißt nicht faulenzeln und gut essen, sondern durch einen die Lebensfreude erhöhenden Wechsel von Arbeit und Sport, Spiel und Wandern den gesunden Hunger für die gut und zweckmäßig zubereitete Kost schaffen, damit dem Körper auch die Stoffe zugeführt werden, die er zur Erholung nötig hat. Die Erholungszeit soll keine Zeitspanne militärischer Zucht sein, in dem Sinne etwa, daß der Führer befehlt und der Jugendliche gehorcht, was später

im Leben auch nicht von ihm verlangt wird. Das wäre ein äußerer Erfolg, dem das innere Wachstum des Jugendlichen voranzugehen hat. Die Gemeinschaft der Erholungszeit zwingt jeden fortgesetzt zur Rücksichtnahme in oft kleinsten Dingen. Ohne Befehle ist allerdings nur durch eine besondere Art der Wirtschaftsführung auszufließen, die aus dem nachher dargestellten Tagesablauf zu erhellen ist. Eine hervorragende Rolle spielt die Rücksichtnahme oder besser Beziehung zum anderen Geschlecht. In das Heim der Freizeit dürfen keine Dienstboten. Aus der Großstadt gehen innerlich reife Mädels der Jugendbewegung mit, die den gestellten Anforderungen genügen, denen die Jüngens an Hilfsdiensten abnehmen müssen, was nur abzunehmen ist, nicht weil es befohlen, sondern weil



Dämmerstunde in der Jugendherberge Astenberg.

sonst das frohe und austömmliche Leben des einzelnen in Frage gestellt wird. Nebenher erreicht man dadurch einen Hauptzweck: den Jugendlichen die Bedeutung des hauswirtschaftlichen Könnens der Frau und die Schwierigkeit ihrer Arbeit klarzumachen. Die Einordnung des einzelnen kann manchmal unter harten Kämpfen vor sich gehen, die äußerlich nicht erkennbar, oft tagelang zwischen dem Führer und dem Widerstrebenden geführt werden. Aber für eine Erholungszeit bedarf es bei dem Führer zu einer Entscheidung keiner Überlegung: wer sich nicht freiwillig einordnet, muß zurück, weil sonst die Kosten seines Aufenthalts geradezu zum Fenster hinausgeworfen wären.

Einander völlig fremd kamen wir auf dem Bahnhof einer westdeutschen Industriestadt zusammen. Die gegenseitige Rücksichtnahme und Hilfe während der Bahnfahrt, verstärkt durch unsere Art, uns mehr neben als über die Jugendlichen zu stellen, brachten uns innerlich schnell näher. In Winterberg wartete ein Leiterwagen, der mit Halloh begrüßt wurde und dem wir unser Gepäck anvertrauten. Den Wimpel voran, zogen wir mit Klampfen und Gesang zum 6 km entfernten Astenberg. Berge und Wälder stimmten uns in ihrer Einsamkeit feierlich, bis ziemlich plötzlich das zu Anfang geschilderte Heim vor uns lag und sein freundliches Äußere alle Sorge und allen Druck von der Seele nahm. Die Jungen wurden noch freier, als sie in den Aufenthaltsraum traten, der in seinem lustigen Fries die Freuden und Leiden des Wanderns zeigt. Hier konnte man sich noch freuen. Hier gab es sicher noch Menschen, die nicht vergessen hatten, was es hieß, jung sein. Und nun die abwechslungsreiche Beschäftigung und Tageseinteilung! Wie interessant war es, seine Sachen in der Sitztruhe verstauen zu müssen. Bis zur ersten Mahlzeit lag allerdings noch Erwartung auf den Gesichtern. Was sie sagen wollten, war zu erraten. Vor nichts hat der Großstadtjunge der unteren Schicht mehr Angst als vor „Suppen“,

d. h. vor Essen, das nur aus Suppe besteht. Und als sie auch hier angenehm enttäuscht wurden, brach der Bann. Was wir nun sagten betraf Tageseinteilung, Verhalten, Kleidung, Waschen usw., fand als etwas Neues begeisterte Aufnahme. Vor dem Schlafengehen wurde sich in der Badehose gewaschen und das Nachthemd angezogen. Morgens folgte dieselbe Abwaschung. Schnupfen haben wir so trotz einer Höhenlage von nahezu 800 Meter und eines regenreichen Sommers in den drei Monaten nicht gekannt. Um 7 Uhr morgens wurde aufgestanden. Nach dem Waschen traten alle in Turnhose und Turnschuhe unten an. Über die stille Landstraße ging es im 4- bis 600-Meter-Lauf zu einer Waldblöße, wo 10 Minuten Körperschule getrieben wurde. Mit einem frohen Lied marschierten wir zurück. Schnell in die Kleidung und zum Kaffeetisch! Nach ihm begannen die Pflichten. Zunächst machte jeder sein Bett. 24 Jugendliche bildeten 4 Gruppen zu je 6. Einer wurde zu Botengängen von allen Pflichten befreit. Die erste Gruppe tat eine Woche Schlafräume und den Waschaal peinlich sauber zu putzen. Die zweite Gruppe trug auf und hielt den Aufenthaltsraum sauber. Die dritte Gruppe sollte Küchendienst tun, was leider nicht möglich war, weil uns die Küche nicht zur Verfügung stand und die Herbergsmutter uns versorgen mußte. So war die dritte Gruppe meist mit der vierten frei.

Wenn das Wetter es eben erlaubte, zog der Schwimmlehrer mit den beiden freien Gruppen los. Auf drei bis vier Stunden im Umkreis wurde mit Kompaß und Karte die Umgebung erforscht. Mit dem Sportlehrer verabredete man den Treffpunkt für die arbeitenden Gruppen, die meist um 10 Uhr mit ihrer Arbeit fertig waren und nachfolgten. Das Leben da draußen richtete sich ganz nach der Witterung. Vor allem wurde der Rückmarsch zur Herberge vermieden, wenn die Sonne im Zenit stand. An die Stelle des Mittagessens trat ein Frühstück: ½ Ltr. Milch und drei Milchbrötchen. Die Hauptmahlzeit war dann

um vier oder fünf Uhr, das Abendessen um acht Uhr. Die Stunde nach dem Abendessen benutzten wir zunächst zum Einüben der beliebtesten Wanderlieder; denn was sind Wanderer ohne Lied! Punkt neun ging es gruppenweise zu Bett. So scharf war die Tageseinteilung, daß auch kein einziges Mal der Wunsch geäußert wurde, länger aufbleiben zu dürfen. Es war ja auch zu schön! Jeder Tag brachte ein Erlebnis: Besuch von Lenne- und Ruhrquelle, der Wald bei Verleburg und Bödefeld, die Bruchhauser Steine, Nesselbach-, Lenne-, Ruhne- und Odeborntal, Beeren, Blumen, Tiere und Zigeuner in Heide und Wald. Und wenn es regnete, dann gab es in der Herberge genügend



Morgenstunde.

Unterhaltung: zünftige und nicht-zünftige Wanderer, Bücher und Tischspiele, besonders Schach, aus unserer Unterhaltungskiste. Zwischen durch sangen wir eins dem Regen zum Hohn. Und wenn er gar nicht aufhören wollte, spielten wir unseren letzten Trumpf aus und zogen los. Die Abhärtung war bereits nach einigen Tagen soweit gediehen, daß wir immer wieder mahnen mußten, nicht zu übertreiben. Seine Nahrung mußte man hinter einigen polternden Worten verbergen, wenn so mancher stets barfuß oder in zu leichter Kleidung lief, weil er das einzige Paar Schuhe oder den einzigen Anzug schonen wollte, oder weil trotz allen Abhaltens die Eltern dem Jungen außer ein Paar schlechten Schuhen, denen bald das Lebenslicht ausging, die Sonntagschuhe mitgegeben hatten, die er aus Sorge, sie zu verderben, nicht anzuziehen wagte. Manches Spottwort aber gab es, wenn einer betrübt vor seiner langen Hofe stand, die er hier nicht spazieren führen konnte. Das war die Strafe dafür, daß er in Düsseldorf nicht auf uns gehört hatte.

Für die Benutzung der Herbergen gilt wohl folgende Linie: Die Besucher müssen entweder erzogen sein oder unter strenger Führung stehen. Wenn wir aber die Jugendlichen für die Benutzung der Herbergen erziehen wollen, dürfen wir sie nicht in der Masse untergeben lassen. Erziehen heißt nämlich, die Jugendlichen fortgesetzt vor Verantwortung stellen. Sie müssen in einem geschlossenen Kreis leben, in dem sie jeden beobachten können und selbst zu beobachten sind: Pünktlichkeit, regelmäßige Teilnahme an den gemeinsamen Veranstaltungen, gute Manieren im Umgang mit den Kameraden und bei Tisch, Schonung des Herbergsggeräts, stete Verantwortlichkeit für die im Tagesraum befindlichen Sachen wie Rucksack, Regenschuh, Schuhe, Wäsche usw. Besonders wichtig ist das Fürsichsein nach unvergeßlicher Fahrt, wenn das ganze Innere des Jugendlichen durch das Erlebte aufgewühlt ist. Es hieße das innere Erleben veräußerlichen, wenn wir gezwungen wären, in einen Saal zu gehen, der hundert und mehr Menschen faßt. Wollte aus demselben Grunde der Himmel verhüten, daß wir Erholungsheime bekommen, die in ihrer Bettenzahl Krankenhäuser sind, in dem man der Wirtschaftlichkeit wegen eine möglichst hohe Belegungszahl erreichen muß! Wo Masse ist, hört die Erziehung auf. Und dann! Warum spricht man immer vom Sparen, beginnt nur nicht da, wo die Möglichkeit gegeben ist? An jeder großen Herberge eine Heimabteilung gebildet, ergibt ohne große Kosten eine stattliche Zahl von Heimen im ganzen deutschen Vaterland.

Umgekehrt befruchtet der Heimgedanke das Herbergswerk. Eine Heimabteilung ergibt für jede Erholungszeit von einem Monat 900 Übernachtungen, also zwischen 5—10 000 im Jahr.

Dem Zweigausschuß Sauerland sei Dank für sein Entgegenkommen! Unvergeßen wird den Jugendlichen unser Leben in den herrlichen Wäldern sein und sie veranlassen, in späteren Zeiten wieder wie damals wandernd das Bergland zu durchstreifen. Wir aber hoffen einer jährlich wachsenden Zahl von Jugendlichen seine stille Schönheit zu zeigen. Der Zweigausschuß Sauerland wird uns mit seinen Herbergen nicht im Stiche lassen und das Seine zur Erreichung des gesteckten Zieles tun.



Wir wollen zu Land' ausfahren . . .

Schach und Rätsel.

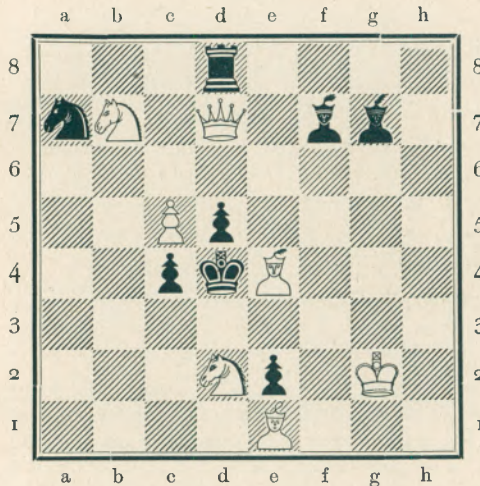
Schachdecke.

Bearbeitet von G. Bollmer.

Aufgabe Nr. 21.

Von A. Pauli, Bieslar.

(Urdruck.)



Stellung der Steine:

Weiß: Kg2; Dd7; S(2) b7, d2; L(2) e1, e4; Bc5; (7).
Schwarz: Kd4; Td8; Sa7; L(2) f7, g7; B(3) c4, d5, e2; (8).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Wertung: 2 Punkte.

Eine Original-Aufgabe, die besonders durch ihre mannigfachen Varianten anspricht.

Lösung von Aufgabe Nr. 18.

(4 ♙; F. Sackmann.)

- | | |
|------------------------------------|--------------|
| 1. T g1 — g7 | 1. B d7 — d5 |
| 2. K f1 — g1 | 2. B a7 — a5 |
| 3. K g1 — h1 | 3. K e1 — d1 |
| 4. T g7 — g1 ♙ | |
| 1. — — — — | 1. K c1 — d1 |
| 2. T g7 × d7 + | 2. K d1 — c1 |
| 3. K f1 — e1 | 3. bel. |
| 4. T d7 — d1 ♙ | |
| 1. — — — — | 1. B f6 — f5 |
| 2. T g7 × d7 | 2. bel. |
| 3. K f1 — e1 | 3. bel. |
| 4. T d7 — d ♙ usw. in 6 Varianten. | |

Stand des Problemlösungsturniers einschl. Aufgabe 18 am 19. Dezember 1926.

I. 20 Punkte.

1. F. Kronenberg, Langendreer. — 2. P. Comes, Dortmund. — 3. und 4. H. Maufner u. M. Figueras, Cornella de Llobregat (Spanien). — 5. H. Naeken, Bochum. — 6. A. Schweinsberg, Duisburg. — 7. W. Stolle, Dortmund. — 8. G. Nowusch, Dortmund. — 9. H. Höbelmann, Menglinghausen. — 10. F. Gierß, Bonn. — 11. J. Görres, Hombruch b. Dortmund. — 12. W. Kehr, Dortmund.

II. 18 Punkte.

1. L. Hegemann, Mengede. — 2. H. Bley, Schöningen. — 3. H. Brieden, Marten.

III. 17 Punkte.

1. P. Baer, Mülheim-Ruhr. — 2. P. Halstenbach, Köln-Eülz. — 3. A. Sengpiel, Schöningen. — 4. O. Sengpiel, Schöningen. — 5. F. Schulz, Dortmund. — 6. A. Lohmann, Luxemburg. — 7. F. Wittmann, Nürnberg.

IV. 16 Punkte.

1. H. Puße, Reichenberg.

VI. 13 Punkte.

1. H. Hering, Essen. — 2. H. Stork, Lütgendortmund.

VII. 11 Punkte.

1. H. Hahne, Dortmund, Brackel.

VIII. 10 Punkte.

1. K. Schuffert, Gelsenkirchen. — 2. E. Reitis, Bochum. 7 Punkte.
1. M. Hofmann, Nürnberg. — 2. K. Schwarz, Nürnberg. 6 Punkte.
1. L. Jerwon, Hamborn. — 2. W. Lehr, Dinslaken. 9 Punkte.
1. O. Lang, München. — 2. O. Rüfer, München. 12 Punkte.
1. F. Eibisch, Zwickau i. Sa. 5 Punkte.
1. A. Genehr, Dortmund. 8 Punkte.
1. J. Handbaum, Nürnberg. 4 Punkte.
1. F. Szrenger, Wanne. 2 Punkte.
1. K. Reitmeyer, Mannheim. — 2. K. Linpe, Breslau. — 3. A. Sender, Dortmund. — 4. A. Blüthgen, Stettin. — 5. E. Schulz, Dortmund. — 6. Dr. van Aubel, Düsseldorf.

Hiermit ist das Ergebnis bis einschl. Aufgabe 18 abgeschlossen. Infolge der teilweise sehr späten und unregelmäßigen Eingänge der Lösungen war es nicht möglich, die Tabelle endgültig festzulegen; kleinere Verschiebungen sind noch möglich.

Bzgl. der Nebenlösungen teilen wir mit, daß diese, soweit berechtigt, am Schlusse des Turniers besonders gewertet werden. Vorherige Anfragen können noch nicht beantwortet werden.

Alle Sendungen, Anfragen usw. an Rektor Bollmer, Bövinghausen b. Dortmund.
Schriftleitung der Schachdecke.

Rätsel- und Denksportdecke.

Lösungen der Rätsel in Heft 9.

Karree-Rätsel.

Lösung: 1. Schah, 2. Hedin, 3. Chile, 4. Lenau, 5. Hull, 6. Liga, 7. Ammer, 8. Murat, 9. Rewa, 10. Bunsen, 11. Esau, 12. Rurden, 13. Agram, 14. Saturn, 15. Wesir, 16. Nubien, 17. Stein.

Mit andern kann man sich belehren,
Begeistert wird man nur allein.

(Goethe.)

Silberrätsel.

1. Darius, 2. Einsiedelei, 3. Ruthenisch, 4. Motte, 5. Orkan, 6. Ro-land, 7. Abbitte, 8. Lanzier, 9. Illusion, 10. Schanghai, 11. Eunuch, 12. Gerenot, 13. Albatros, 14. Ritti, 15. Globus, 16. Dechant, 17. Erda, 18. Stiefel, 19. Mercedes, 20. Etüde, 21. Nervi, 22. Schieferstein, 23. Eislauf, 24. Netto, 25. Ganghofer, 26. Literat, 27. Erzählung, 28. Hölde, 29. Cheops, 30. Tapete, 31. Surrogat, 32. Eminenz, 33. Intrigant, 34. Nachrede, 35. Elmsfeuer, 36. Magervieh Hof, 37. Po-lenta, 38. Himmelschlüssel, 39. Pffel.

Der moralische Gang des Menschen gleicht seinem phy-sischen, der nichts ist, als ein fortgesetzter Fall.

(Jean Paul.)

Lösungen der Denksportaufgaben in Heft 9, VI. Jahrgang.

1. Man muß so springen, daß man, besonders nach dem Ende zu, die Meterpunkte der Fünferreihe besetzt (also auf 80, 85, 90, 95 springt), denn wenn der 95-m-Punkt besetzt ist, so kann der Gegner 1, 2, 3, allenfalls 4 Meter, also bis auf 99 springen, und man selbst macht dann den letzten Sprung auf die Hundert.

2. Jetzt sind nicht mehr die Fünferzahlen die entscheidenden, sondern die Elferzahlen von 100 rückwärts (89, 78, 67 usw.).

3. Man fülle die 3-l-Kanne (A), gieße ihren Inhalt sodann in die 5-l-Kanne (B), fülle die leere 3-l-Kanne zum zweitenmal aus der 8-l-Kanne (C) und gieße aus A die bisher mit 3 l gefüllte Kanne B voll. Die Flüssigkeit ist jetzt folgendermaßen verteilt: 1 l in A, 5 l in B, 2 l in C. Nunmehr entleere man B in C, gieße den Inhalt von A in B, fülle A von neuem voll und entleere A in B. Es befinden sich jetzt in B $3 + 1 = 4$ l, in C der Rest, also $8 - 4 = 4$ l.

Die Aufgabe ist damit gelöst.

Die Lösung der Aufgabe 4 (Eisenbahnunfall) erfolgt gleichzeitig mit Veröffentlichung des besten eingesandten Lösungsvorschlages im Februarheft.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 42 Silben bilde man 17 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch = ein Buchstabe).

an, bay, dar, del, di, die, dol, don, e, em, en, en, fant, fit, ger, go, hi, il, in, lau, le, lei, lo, ling, man, man, maus, me, me, nau, ne, nor, re, reuth, ro, se, sir, strich, tich, ton, ul, zi.

Die Wörter bedeuten:

1. Teil des Kompasses; 2. Tier; 3. Gestalt einer rheinischen Sage; 4. Stadt in Bayern; 5. ägyptisches Oberhaupt; 6. Behälter; 7. Stadt in Indien; 8. Stadt in Thüringen; 9. Pflanze; 10. Larve; 11. Baum; 12. General unter Maria Theresia; 13. bibl. Ort; 14. Vogelschwinge; 15. Farbe; 16. frz. Provinz; 17. Kleidungsstück.

Rösselsprung.

Von G. Gleichig, Dortmund, Brückenbau.

				he	gen	wenn	feur	des	stoff	sich	ist								
				löst	ster	staa	kräf	bän	feind	da	und	zorn	ist						
				an	die	ge	ro	di	lie	zu	wert	kein	sich	lich	del				
				gen	an	scham	ker	in	ten	te	gen	des	im	das	die	um	zwein		
				den	heil	sän	dem	los	al	der	den	doch	menich	sterb	ent	ge	schei		
				an	doch	rühret	le			sich	lich			selbst	be	und	im		
				ge	wei	das	wenn	wenn	par	frem	ben	guts	del	blin	sie	schürt	sich		
					für	voll	del	her	be	be	fei	keit	flam	wenn	wut	selbst			
				das			den	keit	ein	liert	fo	nicht	lei	de	wür	me		die	
				will	fig	der	die	sich	geht	frein	noch	en	sich	ges	wirft	un	te		
				ge	fromm	selbst	fre	ver	stim	mug	se	zwang	dig	im	im	trie	den		
				che	rech	me	ge	wenn	den	die	eht	kamp	ab	es	glük				

Fr. v. Schiller.

Mitarbeit unserer Leser an der Rätsel- und Denksportdecke ist uns erwünscht. Veröffentlichte Originalbeiträge werden honoriert.

Denksportaufgabe

im Anschluß an den Artikel „Eignung und Auslese“ (S. 14).

Eine Firma gibt folgende Anzeige auf:

Wir suchen einen fremdsprachlichen Korrespondenten, der erforderlichenfalls in der Lage ist, selbständig fremdsprachliches Werbematerial (Industriebedarf) zu entwerfen.

Unter den einlaufenden Meldungen finden sich folgende vier Bewerbungen:

1. Nach erfolgreichem Schulbesuch war ich sieben Jahre in verschiedenen Stellen im Ausland (Frankreich, England, Italien) tätig. Meine dort erworbenen Sprachkenntnisse berechtigen mich zu der Annahme, daß ich geeignet bin, den an mich gestellten Anforderungen in jeder Weise gerecht zu werden.

Der Bewerbung liegen einwandfreie Zeugnisse bei, aus denen hervorgeht, daß der Bewerber drei Jahre in Frankreich, ein Jahr in England und drei Jahre in Italien in größeren Maschinenfabriken gearbeitet hat, und zwar hauptsächlich als Korrespondent in der jeweiligen Exportabteilung für Deutschland.

2. Reifeprüfung des Gymnasiums zu X. Teilnahme gemäß beiliegendem Zeugnis mit gutem Erfolge am freiwilligen Unterricht in der englischen und spanischen Sprache. Auslandstätigkeit: drei Jahre Lehrzeit in einer Überseefirma in Hamburg, daran anschließend eine dreijährige Tätigkeit in der Außenhandelsstelle der Maschinenfabrik Y. in Manchester, sechs Monate als Hafenarbeiter in Buenos-Aires, sechs Monate als Vorarbeiter in Detroit bei Ford, ein Jahr als Ingenieur in einer Maschinenfabrik in Marseille. In der englischen Sprache glaube ich den an mich gestellten Anforderungen gerecht zu werden, der Aufenthalt in Frankreich, Süd- und Nordamerika ermöglichte es, meine auf der Schule erworbenen Sprachkenntnisse zu erweitern, genügte allerdings nicht, um die spanische und französische Sprache völlig zu beherrschen.

3. Ich mußte die Untersekunda der Realschule zu Z. aus pekuniären Gründen mit dem Einjährigenzeugnis verlassen, da mein Vater starb. Ich ging bald darauf nach Amerika, wo ich drei Jahre blieb, um mich in der englischen Sprache zu vervollkommen. Nachdem ich mein Ziel erreicht hatte, nahm ich eine Stellung in Barcelona an, blieb hier ein Jahr und hatte während dieser Zeit Gelegenheit, perfekt spanisch zu erlernen. Eine daran anschließende einjährige Tätigkeit in Palermo gab hinreichend Gelegenheit, die italienische Sprache zu erlernen.

Ich glaube daher in jeder Beziehung Ihren Anforderungen zu entsprechen.

4. Nach dreijähriger Lehre bei der Maschinenfabrik A. in Königsberg und vierjähriger Tätigkeit als Korrespondent im gleichen Betriebe bewarb ich mich um die ausgeschriebene Stelle eines Korrespondenten bei der mit uns in Geschäftsverbindung stehenden Maschinenfabrik D. in Moskau. Die unbedingt notwendigen Anfangskenntnisse im Russischen hatte ich mir durch Selbststudium während meiner Lehrzeit anzueignen versucht. Nach zweijähriger Tätigkeit wurde ich von meiner Firma nach Paris geschickt, um in der dortigen neuingerichteten Niederlassung, die die Absatzmöglichkeit in Frankreich erforschen sollte, als Korrespondent tätig zu sein.

Als diese Niederlassung ein Jahr später aufgehoben wurde, da sich für unsere Fabrikate kein lohnender Absatz fand, nahm ich die mir angebotene Stelle bei einer befreundeten französischen Firma an, die mich ein Jahr später nach Rio de Janeiro schickte. Ich besitze Sprachkenntnisse im Russischen, Französischen und Spanischen und glaube, den in diesen drei Sprachen gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Die den letztgenannten drei Bewerbungen beigelegten Zeugnisse bestätigen die Richtigkeit der einzelnen Angaben.

Für welchen der vier Bewerber würden Sie sich entscheiden und warum?

Begründete Vorschläge sind auf einer Postkarte bis zum 12. Febr. an die Schriftleitung einzusenden. Länge der Begründung höchstens 15 Zeilen. Der am besten begründete Vorschlag wird im Märzheft veröffentlicht und erhält eine Buchprämie.

Büchermarkt.

„Mehr Freiheit im Welthandel!“ Eine Denkschrift der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf.

Der vorbereitende Ausschuss der Weltwirtschaftskonferenz ist vor kurzem in Genf zusammengetreten, um sich hauptsächlich mit den Handelshemmnissen zu befassen und Vorschläge für ihre Beseitigung zu prüfen. Deshalb kommt die Schrift gerade zur rechten Zeit, die unser gelegentlicher Mitarbeiter, der Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf, Dr. Wilden, soeben der Öffentlichkeit unterbreitet hat. Sie ist vor allem eine volle Bestätigung des Manifestes der Wirtschaftsführer der europäischen Länder und der Vereinigten Staaten von Amerika für größere Freiheit im Welthandel. Die Schrift schildert auf Grund von Tatsachen die vielen Hemmnisse, die dem deutschen Handel fast noch überall in der Welt entgegenstehen, nämlich die Zollaften, die Zollformlichkeiten, die Ein- und Ausfuhrverbote, das Valutadumping, die Behinderung des persönlichen Reiseverkehrs im Auslande und die Beeinträchtigung des deutschen Außenhandels durch den Versailler Vertrag. Die Denkschrift erbringt reichhaltige Beweise für diese Erschwernisse. Sie zeigt, wie sehr es uns noch an den unbedingt notwendigen Grundlagen fehlt, wie sehr wir immer von neuem durch Zollerhöhungen und andere Einfuhrerschwerungen behindert werden. Mit Notwendigkeit führt die Denkschrift zu dem Ergebnis, daß es sehr schlecht um die Zukunft unseres Außenhandels aussieht, wenn es nicht gelingt, auf dem Wege der Verständigung mit anderen Völkern den internationalen Handel mehr und mehr zu erleichtern. Darum ist die Schrift auch im Hinblick auf die Verhandlungen der Internationalen Handelskammer und der Weltwirtschaftskonferenz des Völkerbundes wertvoll, da diese sich gerade mit der Frage der Bekämpfung der Handelshemmnisse besonders eingehend befassen.

W.

Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrbuch des Vereins deutscher Ingenieure. Herausgegeben von Conrad Matschoß. 16. Band. Gr. 8°, X/354 Seiten mit 159 Abbildungen und 20 Bildnissen. 1926. Preis in Ganzleinen gebunden R.-M. 16,—, für V.-d.-I.-Mitglieder R.-M. 14,40. (V.-d.-I.-Verlag G. m. b. H., Berlin NW 7.)

Der Verein deutscher Ingenieure rechnet seit Jahren die planmäßige Erforschung der Geschichte der Technik in allen Zweigen zu seinen vornehmsten Aufgaben. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß man seit der Eröffnung des Deutschen Museums in München auch in Deutschland immer mehr einsieht, welchen erzieherischen Wert die Kenntnis technisch-geschichtlicher Entwicklung für die Allgemeinheit, vor allem aber für diejenigen bedeutet, die durch ihre berufliche Tätigkeit eng mit der Technik verbunden sind. Daher sollte dieses Werk auch in jeder Schul- und Fachschulbücherei zu finden sein.

Der jetzt vorliegende 16. Band des technisch-geschichtlichen Jahrbuches des V. d. I. ist besonders umfangreich und enthält neben Lebensbeschreibungen von Grashof, Gruson und zwei Ingenieuren aus dem 15. Jahrhundert, Biringuccio und Giuliano da San Gallo, wertvolle Beiträge aus den Fachgebieten Bergbau, Bauwesen, Chemie, Hüttenwesen, Elektrotechnik, Maschinenbau und Warmwirtschaft. Auch die mittelalterliche Technik wird berücksichtigt. Bildnisse und Abbildungen tragen sehr dazu bei, die Ausführungen der namhaften Verfasser dem Leser anschaulich zu machen. Für den, der sich mit einem Sondergebiet eingehender beschäftigen will, sind die zahlreichen Quellenangaben bei den Aufsätzen und vor allem die am Schluß des diesjährigen Jahrbuches befindliche Zusammenstellung „Aus der Literatur des Jahres 1925“ sehr beachtenswert. Hier werden wichtige deutsche und ausländische Veröffentlichungen technisch-geschichtlicher Art inhaltlich gekennzeichnet. Es wäre zu wünschen, daß durch eine weite Verbreitung dieses Buches das immer größer werdende Interesse für die Geschichte der Industrie und Technik wachgehalten und noch weiter gefördert würde.

„Das Formen und Gießen von Metallen, Eisen und Stahl“ ist ein Buch für Lehrlinge, Formen, Schmelzer, Meister, Betriebsleiter, Praktikanten und für solche Nichtfachleute, die mit der Gießerei beruflich in Berührung kommen, es ist dem Strebsamen ein Führer und dem Erfahrenen ein Berater. Es gibt eine ausführliche Beschreibung aller Arbeiten und Vorgänge beim Formen und Gießen der Metalle, Legierungen, Hilfsstoffe und deren Verwendung, der Werkzeuge, Maschinen, Schmelzeinrichtungen und deren Handhabung. Wer konnte berufener sein, ein solches Kompendium und Handbuch des Gießereiwesens in dieser Weise allgemein verständlich und doch technisch einwandfrei zu schreiben als der bekannte frühere Leiter der Gießereien der Korbacher Hüttenwerke (Abt. Concordiahütte) in Engers, Oberingenieur Max Escher? Der Gießereifachmann muß allezeit wißbegierig und fortschrittlich sein und dauernd an seiner Weiterbildung arbeiten, denn was an Kenntnissen heute bei ihm vorausgesetzt wird, ist sehr viel. In diesem Buch ist nun

das in gedrängter Form geboten, was zu solcher Weiterbildung nützt. Andererseits wird das Buch aber auch dem Nichtfachmann, sei es im kaufmännischen oder im technischen Büro, zur schnellsten Unterrichtung dienen. Die Arbeit mit dem Buch ist dadurch besonders leicht gemacht, daß der Verfasser seine Darlegungen durch Beigabe von etwa 540 ausgezeichneten instruktiven Zeichnungen und Photos auf den ersten Blick hin verdeutlicht. Dem Verlag Dietz & Co., Stuttgart, der sich schon immer mit besonderem Erfolg der Lücken in der allgemeinwissenschaftlich-technischen Literatur angenommen hat, ist auch mit diesem Buch eine prächtige Neuerscheinung gelungen, die, in Halbleinen gebunden, für 7,70 R.-Mk. durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Die Rentabilität des Eisenbahnbetriebes ist abhängig von der zweckmäßigen Bauart der Lokomotive, bilden doch die Kosten für die Anschaffung und Unterhaltung der Lokomotive einen wesentlichen Bestandteil der Gesamtbetriebskosten. Besonders auffällig ist der Einfluß dieser „Zugförderungs“kosten bei Kleinbahnen und Industriebahnen. Der Lokomotivkonstrukteur richtet seine ganze Aufmerksamkeit darauf, die Ausgaben für Erwerb und Betrieb der Lokomotive in ein besonderes Nutzen gewährleistendes Verhältnis zur Lokomotivleistung zu bringen. Die Gedankengänge, welche hierfür maßgebend sind, zeigt Dipl.-Ing. Ewald in den Hanomag-Nachrichten Nr. 152/53 unter Klarlegung von Sonderfällen. Preis des Heftes Mk. 0,60 postfrei. Verlag: Hanomag-Nachrichten-Verlag, G. m. b. H., Hannover-L.

Das Konzertbuch. Ein praktisches Handbuch für Konzertbesucher. Von Paul Schwes und Martin Friedland. Über 500 Seiten. In Leinen gebunden 6 Mark. (Muthsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Es ist sehr schwer, dem Laien ernste Musik wirklich so nahe zu bringen, daß er sich nicht nur am äußeren Klang ergötzt oder fortwährend nach allen möglichen poetischen Bildern sucht. Denn beide Wege lassen ihn am Kern der Sache — dem Unausprechlichen — immer wieder vorbeigehen. Vielleicht gilt nirgendwo so sehr wie hier das Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“. Und doch läßt sich hier viel Verständnis und Liebe anbahnen, wenn die Form — natürlich nicht die rein äußerliche! — als wichtiger Teil des Wesenhaften in die entsprechende Beleuchtung gerückt wird. Das ist aber in dem vorliegenden Buche nur zum Teil geschehen. Besonders die ältere Musik ist durch die Heranziehung des „poetischen“ Gleichnisses (das schließlich zur Formel erstarrten muß) in ihren elementaren Kräften nicht klar genug erfasst und dargestellt. Die Neueren (für die der zweite Verfasser verantwortlich zeichnet) sind zum großen Teil günstiger charakterisiert, obwohl man auch hier nicht alles für bare Münze nehmen darf. Viel zu abfällig ist z. B. das Urteil über das Schaffen Anton Bruckners, bei dem noch immer die unglaublichsten „Schwächen“ nachgehakt werden. Die Verfasser haben sich überhaupt häufig so subjektiv eingestellt, daß der unbefangene Laie leicht in ein gefährliches Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen geraten kann. Trotzdem steht so vielerlei Geglücktes in den 500 Seiten, daß das Werk musitbegeisterten Laien mit den nötigen Vorbehalten zu empfehlen ist.

C. H.

Musik, Dramaturgie, Erziehung. Gesammelte Aufsätze von H. W. v. Waltershausen. Preis broschiert 5.— Mk., gebunden 6.— Mk. (Drei-Masken-Verlag, München.)

Eine Zusammenstellung von Aufsätzen, die früher bereits in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Als Komponist kämpfte v. W. noch mit unterschiedlichem Erfolg. Dagegen hat er über einige klassische Werke stilkritische Untersuchungen veröffentlicht, die zum Besten auf diesem Gebiet gehören. Dem vorliegenden Band merkt man an, daß ein Schaffender ihn geschrieben hat. Vor allem die temperamentvolle Einstellung zu Zeitfragen deutet darauf hin und man muß den hier vertretenen Standpunkt aus diesen Gründen selbst auch dann achten, wenn man anderer Meinung ist. Denn die Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten verbindet sich mit dem Willen, neuen Wegen ernsthaft nachzuspüren. Vieles ist mit dem kritischen Auge eines scharfen Kunstverständnisses gesehen; aber fast überall spricht das fühlende und begeisterungsfähige Herz das entscheidende Wort. Daher sind denn diese Aufsätze auch alle voller Anregungen, mag es sich nun um Auslassungen über die Kunst der Klassiker (hier besonders schön „Das Ethos im Fidelio“), über Wagner, den der Verfasser in sein Herz geschlossen hat, über Zeitgenossen, oder über technische Dinge scheinbar ganz anderer Art — wie Gymnastik, Radio oder Film — handeln.

C. H.



Die menschliche Lunge enthält etwa 1800 Millionen Luftzellen in der Größe von einem Behtel bis zu einem Drittel Millimeter Durchmesser. Die Fläche, auf welcher der Austausch von verbrauchter und frischer Luft stattfindet, ist auf 2000 Quadratfuß berechnet worden.

Salzgehalt des Meereises. Polarforscher haben konstatiert, daß Eis, das älter als ein Jahr ist, fast frei von Salz ist, während frischgefroren das Eis denselben Salzgehalt wie das Seewasser hat.

Die Bewohnerzahl der Erde verdoppelt sich in 250 Jahren, wenn man den derzeitigen sich ergebenden Bevölkerungszuwachs zugrunde legt.

Schreibergärten. Diese Bezeichnung für sog. Laubenkolonien rührt vom Leipziger Arzt Moritz Schreiber her, der, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Wert eines solchen Gartens für die Gesundheit der arbeitenden Bevölkerung erkennend, solche Gärten schuf. Schuldirektor Hauschild führte diese Bestrebungen durch die 1864 erfolgten Gründungen der Schreibervereine fort.

Das tiefste Bohrloch der Welt befindet sich in Kalifornien. Es hat eine Tiefe von 2398 m. In Pennsylvanien ist ein Bohrloch von 2365 m Tiefe, in Oberschlesien ein solches von 2240 m. Dieses hielt lange Zeit den Tiefenrekord.

Leistung deutscher Flugzeuge. Ein deutsches Kleinflugzeug mit einem nur 19 PS. starken Motor ausgerüstet, hat die Älben mehrmals überflogen, einmal dabei seinen Flug über den 3798 Meter hohen Großglockner genommen.

Die erste Nähmaschine, die nach den heute noch gültigen Grundsätzen arbeitete, wurde von Elias Howe aus Spencer (Massachusetts) in Nordamerika zum Patent angemeldet, nachdem sich zuvor schon viele Erfinder, darunter auch deutsche, mit dem Problem befaßt hatten. Eine von Howe konstruierte Nähmaschine aus dem Jahre 1850 soll noch heute in einer kalifornischen Familie, wahrscheinlich „ehrenthalber“, ihren Dienst tun.

Herstellung von Zündhölzchen. In einer maschinell modern eingerichteten Fabrik von Zündhölzern, wie wir sie in Deutschland vielfach besitzen, werden heute bei einer Belegschaft von 100 Arbeitern täglich 15 Millionen Zündhölzchen hergestellt.

Der fleischelene Herrenkragen wurde vor 100 Jahren von der Frau eines Schuhmachers in einem kleinen Orte Nordamerikas erfunden, die sich darüber ärgerte, daß ihr Mann jeden Tag ein reines Hemd anziehen mußte, weil der Kragen angeschmukt war. Sie trennte deshalb die Kragen ab, wusch nur diese und heftete sie wieder ans Hemd. Bald erhielt dieser Kragen Knopflöcher und wuchs sich so zu dem heute gebräuchlichen Herrenbekleidungsstück aus.

Wie Sturm entsteht. Das Jahr 1926 war besonders sturmreich. Auch die Luft unterliegt dem Gesetz der Schwere, genau wie das Wasser, das umso schneller talwärts fließt, je stärker das Gefälle ist. Demzufolge fließt auch die Luft aus Gegenden mit hohem nach solchen mit tiefem Barometerstand ab, in dem Bestreben nach Ausgleich. Je größer der Unterschied, umso schneller der Abfluß in Form von Wind oder gar Sturm.

Der neue Roman.

Die Firma Justus Dettenborn, ein altes angesehenes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein. Sein Bruder Johannes, Teilhaber eines angesehenen Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, seine Stellung aufzugeben, um das hin- und herflatternde Steuer mit fester, kraftvoller Hand zu ergreifen, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not!

Man hat mit Recht freitags „Soll und Haben“ als den Roman des deutschen Kaufmannshauses aus dem neunzehnten Jahrhundert bezeichnet. Der Roman

Schiff in Not

von Lu Wolbehr, Preisträger des großen gemeinsamen Preisausschreibens der Münchner Neuesten Nachrichten und des Hamburger Fremdenblattes, ist der Roman des deutschen Kaufmannshauses der Nachkriegszeit.

In ihm spiegelt sich Schicksal und Not, Verzweiflung und Hoffnung, Kampf und Sieg des deutschen Kaufmannes der Gegenwart, der die Zeichen der Zeit begreift, ohne zu ihrem Knecht zu werden. Der Gedanke, der sich durch das Werk hindurchzieht, ohne an einer Stelle ausgesprochen zu werden:

Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen zu tun!

Inhaltsverzeichnis Heft I, Jahrgang VII, Januar 1927.

	Seite		Seite
Am Webstuhl der Zeit	1	Vom Ladenstift zum Handels Herrn. Von M. R. Böttcher	30
Weltpolitik. Von Otto Cartorius	2	Astronomisches vom Januar 1927. Von Prof. E. Hälskötter (ill.) ..	32
Welt- und Kolonialwirtschaft. Von J. Smend (ill.)	4	Technische Gedenktage	33
Künstlicher Regen. Von C. Braun (ill.)	6	Die Entstehung des Nobelpreises (ill.)	34
Die Sicherungen der Eisenbahnen. Von W. Becker (ill.)	10	Schwebeschlepper oder Wasserstraßenbahn? (ill.)	35
Eignung und Auslese. Von Dr. Roland Schupp (ill.)	14	An der Westfälischen Pforte (ill.)	36
Schulungsmaßnahmen für erwerbslose Jugendliche. Von A. Kasteleiner, Direktor des Arbeitsamtes Düsseldorf (ill.)	16	Das Winterstrecken der Deutschen Luftansa (ill.)	37
Im Rokokoparadies. Von A. E. Jebens (ill.)	19	Zeit im Bild (ill.)	38
Wille und Erfolg. Von Paul Hoche	24	Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr	39
An das Neue Jahr. Gedicht von Gustav Singerhoff	24	Was man sich in der Pause erzählt	40
Eine Nacht in der Toten Stadt. Von Heinz Oskar Schönhoff	25	Gymnastik des Berufsmenschen. Von Elsa Gindler (ill.)	41
Volk ohne Raum. Von W. Debus (ill.)	27	Serientage erholungsbedürftiger Industriejugend. Von Holz (ill.) ..	43
Luftkampf. Von Otto Fuchs (ill.)	28	Schach und Rätsel	45
		Büchermarkt	47

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch die Post, den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12,— M., Einzelheft 1,20 M. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,— M., Einzelheft 0,80 M.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— M., Einzelheft 0,50 M., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher 1611.